

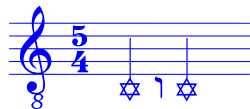
Ruth Webers Erlebnisse

Roman
von
Josefa Metz



+

Noten für das Stück
Voskobari 291
für
klassische Gitarre



Coverbild: Annelie Weinberger

© 2026 Musikverlag Ulrich Greve
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg
Website: <https://ulrich-greve.eu>
UG 1313

Ruth Webers Erlebnisse

Roman von

Josefa Metz

1917

Beim Überschreiten des Fahrdammes seitlich der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche geriet gestern die Malerin Ruth Weber unter einen Kraftwagen und trug so schwere Verletzungen davon, dass sie auf dem Transport in das Elisabethkrankenhaus verschied.“

So stand in den Zeitungen. Die Familie der Verunglückten wurde benachrichtigt, und es wurde für Überführung der Leiche Sorge getragen. Man bestattete Ruth zur Seite ihres verstorbenen Vaters auf dem Friedhof der kleinen Stadt, die ihre Heimat war.

Ihr Grab erhielt den üblichen Schmuck aus blauen und roten Blumen, die in regelmäßigen Abständen gepflanzt wurden. Man setzte ihr auch einen Kirschlorbeer zu Häupten, als Gegenstück

zu dem auf dem Grabe ihres Vaters. Es sah ein wenig bunt aus und zugleich kühl, ähnlich wie die anderen Gräber auch. Nur die ganz alten, verfallenden, um die sich niemand mehr kümmerte, trugen Stimmung in diesen nüchternen Frieden.

Später wurde dann ein schöner weißer Stein gesetzt, der außer ihrem Namen nur die Tatsachen ihrer Geburt und ihres Todes trug. Keinen Spruch, denn aus „Derartigem“ hatte sich Ruth „leider“ nie etwas gemacht.

Ihr jäher und furchtbarer Tod hatte ihre Mutter und die beiden Schwestern sehr erschüttert; sie trugen aufrichtige Trauer um sie, mehr um das junge unausgeschöpfte Leben als um den jungen Menschen selbst. Ruth war ihnen immer ein wenig fremd gewesen, trotzdem sie das jetzt nicht empfanden. Es hatte eine kühle Friedfertigkeit zwischen ihnen geherrscht, mehr nicht. Wie ein Graben, aus dem es erkältend herauswehte, lag es zwischen ihnen. Irgendeine Schuld gab es auf keiner Seite; die

Natur hatte eben zweierlei Stoff verwandt auf die kleine Familie.

Nun kamen diese Besucher mit dem Trauergesicht und einer kleinen Sensationslüsternheit. Durch die üblichen Reden brach immer wieder die Neugier: Wie hatte das nur kommen können, heute, wo man in den großen Städten an Autos doch schon so sehr gewöhnt ist? Wen traf die Schuld, Ruth oder den Chauffeur?

Oder sollte es gar . . . ?

Diese Frage, die niemand ganz auszusprechen wagte, hatte irgendjemand aufgeworfen; sie wurde begierig aufgefangen und weitergegeben wie ein Ball. Ein Für und Wider entstand. Warum sollte ein junges Mädchen aus guter Familie und geordneten, wenn auch ein wenig kümmerlichen Verhältnissen „so etwas“ tun?!

Dann musste Berlin herhalten, und dieses „Künstlerleben“! Man wusste zwar weiter gar nichts von Ruths Leben in Berlin, als dass sie

im Atelier eines ziemlich bekannten Malers arbeitete. Und dass sie Talent haben sollte.

Eine Dame, deren Tochter in Heidelberg studierte, ergriff sehr energisch Ruths Partei. Die anderen meinten: „Sie will vorbeugen, falls ihrer Emmy mal so was passieren sollte.“

Auch bis zu Ruths Familie war das Gerücht gedrungen. Ganz außer sich hatten sie es von sich gewiesen. Wer war nur auf so etwas gekommen?! Ruth, die Lebensfrohe! Und überhaupt!

Nein, das war ganz ausgeschlossen.

War das Unglück an sich nicht groß genug, musste man ihnen auch noch diesen Makel anhängen?!

Ein Mädchen wie Ruth, so frisch und natürlich! Sie hatte ihre Sonderbarkeiten, ihren eigenen Geschmack, aber so etwas!

Und wenn sie vielleicht meinten, eine unglückliche Liebe oder solche Geschichten . . . nein, das hatte es bei Ruth nie gegeben, sie neigte so gar

nicht nach dieser Seite. Sie war Herren gegenüber sogar immer sehr kühl gewesen. Man brauchte nur den jungen — man wollte lieber keinen Namen nennen — zu fragen, der hatte es erfahren.

Vielleicht, man konnte nicht wissen, bewahrte der frühe Tod Ruth vor einem Leben voller Enttäuschung Man wusste eigentlich nicht so recht, wie es um ihre Begabung gestanden. Als Kind hatte sie ja so hübsch gezeichnet, aber diese Sachen, die sie da im vorigen Jahr aus Berlin mitgebracht hatte! Allerdings schrieb ihr Lehrer in feinem sehr herzlichen Kondolationsbrief, dass Ruth ein starkes Talent gewesen sei. Es war eben ein schwerer Weg, dieser Künstlerberuf, besonders für ein junges Mädchen, und man hatte so wenig Beziehungen, man war so selten aus der kleinen Stadt herausgekommen.

So sprach man hin und her. Und die ehemaligen Schulfreundinnen, die nie eigentliche Freundinnen gewesen waren, erzählten aller-

hand Geschichten von Ruth: Klassenerinnerungen; wie sie einmal gesagt hatte: „Wenn ich zu groß bin, um noch richtig zu spielen, möchte ich gleich ganz alt sein“ Man fand das so „besonders“, trotzdem es so besonders gar nicht war. Sie war immer apart gewesen, und es wäre gewiss etwas aus ihr geworden, wenn sie auch auf der Schule gar nicht so gut war, in den Sprachen zum Beispiel und im Rechnen. Aber darin waren alle einig: dass sie ganz reizend gezeichnet hatte; nicht die Gläser und Wasserkannen oder die Akanthusblätterornamente in der Zeichenstunde, sondern die Figuren, die sie ganz allein „aus der Phantasie“ zeichnete, und die so natürlich waren. Eine sagte noch: „Sie war ein riesig anständiger Charakter.“ Und dann wurde sie vergessen über einer sehr überraschend gekommenen Verlobung zwischen den Kindern einer angesehenen und einer über die Achsel betrachteten Familie der kleinen Stadt.

Nach einiger Zeit kam per Fracht Ruths Nachlass. Im Koffer befanden sich Kleider und Wäsche, in einer der Kisten Krüge, Schalen, kleine Spielereien aus Tonmasse, auch Figürliches. Es war nicht viel anzufangen damit. Wenn es noch richtige Nippessachen gewesen wären, aber diese wunderlichen Dinge konnte man gar nicht einmal aufstellen. Die Krüge und Schalen waren ja recht hübsch, wenn man Blumen hineintat, besonders aber ein paar Kissen, die sich sehr gut machten in den beiden großen Sesseln und auf dem Sofa. Und dann die Gipsabgüsse. Es war alles gut angekommen, nur ein kleiner Krug war zerbrochen, aber man konnte ihn wohl wieder kitten. Dann war da eine Kiste mit Büchern und Zeitschriften. Man stellte die Bücher in den Schrank und legte die Zeitschriften auf den Tisch im Salon. Aber man nahm sie bald wieder fort, denn eine der Damen hatte gemeint, selbst sei man ja nicht prüde, aber es kämen doch junge Mädchen ins Haus . . . Frau Weber hatte nichts erwidert,

trotzdem sie sich ein bisschen gekränkt fühlte, denn schließlich war Ruth doch auch ein junges Mädchen gewesen. Dann nahm sie sich die Bücher vor, um zu sehen, wofür Ruth sich nun eigentlich interessiert hatte; denn jedes Mal, wenn sie ihr ein Buch angepriesen, hatte Ruth es dankend abgelehnt, und dabei waren es doch ganz moderne Romane gewesen, sehr „spannend“, nicht etwa so alte Sachen aus ihrer Jugendzeit. Und nun musste sie sich über Ruths Geschmack nachträglich wundern; denn das war eigentlich lauter langweiliges Zeug, wenn auch vielleicht gutgeschrieben, besonders die Naturschilderungen. Die Schwestern meinten, „langstielige“ Romane wären jetzt Mode, aber Ruth würde ja wohl noch anderes gehabt haben. Und heimlich hofften sie auf pikante Bücher, die man in ihrer Stadt nicht bekommen konnte oder die man, wenn es sie gab, nicht fordern durfte. Das blieb höchstens den Herren vorbehalten. Aber sie kamen nicht auf ihre Kosten und legten bald den Multatuli aus der

Hand, weil man sich da wirklich nicht durchlesen konnte. In den Zarathustra sahen sie gar nicht erst hinein, und Gedichte konnte man doch nicht lesen. Sie begriffen nicht, wieso Ruth so viele Gedichtsammlungen besaß; aber sie hatte sie wohl nicht alle gekauft, in einigen standen Widmungen. Also blieben nur die Zeitschriften, die aus dem Salon verbannt waren.

Über den Gipsabguss eines Madonnenkopfes freute sich die Mutter besonders. Er sah fast aus wie Elfenbein. Leider war im Salon kein Platz mehr, denn die guten alten Büsten konnte man doch nicht hinauswerfen, aber im Wohnzimmer war die Wand so leer. Ein Kinderköpfchen hatte Else sich ausgebeten für ihr Zimmer oder vielmehr die Seite des Zimmers, das sie mit Magda gemeinsam bewohnte. Und Magda hatte dafür ein kleines Bild im Rahmen bekommen, das einzige gerahmte unter all den ungerahmten. Man konnte es in den Wohnräumen nicht gut aufhängen, denn es war eine ganz nackte Person

darauf, ein „Akt“, wie Ruth immer gesagt hatte. Magda fand es hübsch und wollte es gern haben. — Dann fanden sich ein Teeservice für sechs Personen, einfache dünne weiße Tassen mit einer grünen Ringleiste, ein paar neusilberne Löffel, ein Brotkorb, Aschenschalen, Gläser und noch allerhand andere kleine Haushaltungssachen. Das Beste war eine Kaffeedecke mit einer breiten bunten Kante, die Servietten fehlten leider. —

Man packte das alles mit wehmütigen Gefühlen aus und hatte dabei doch seine kleinen freudigen Überraschungen: zum Beispiel als man zwei Obstmesser wiederfand und besonders den silbernen Nussknacker, den man schon lange vermisste. Nun erinnerte man sich, dass Ruth die Sachen das letzte Mal mitgenommen hatte.

An die Studienkiste, wie sie die dritte und größte nannten, wagte man sich nicht recht heran. Sie war wohl geöffnet worden, und das kleine Bild, das obenan lag, hatte man herausgenommen, aber das andere, zusammengerollte Lein-

wandskizzen, bemalte Puppen und Kohlezeichnungen, ließ man ruhig darin. Schreckliche alte Männer waren da: Akte, auf denen die Farbe fingerdick saß. Das Beste war wohl, die Kiste zu lassen, wie sie war; denn wo sollte man diese Sachen unterbringen? So kam die Kiste in die Mansarde, die Ruth zuweilen als Atelier benutzt hatte. Dort hing auch ein Selbstporträt von ihr; es wurde überlegt, ob man es jetzt nicht rahmen lassen und in den Salon hängen sollte, aber es war gar nicht hübsch. Sie trug darauf eine einfache hartblaue Bluse, eine ganz gewöhnliche Wollbluse. Man ließ lieber eine ältere Photographie in einem Gesellschaftskleid, das noch ganz modern wirkte, vergrößern. Ruth hatte dieses Bild zwar immer das „Schlittenpferd“ genannt, aber sie sah hübsch darauf aus, lange nicht so ernst wie auf dem Selbstporträt, und es machte überhaupt einen besseren Eindruck. —

Etwa zwei Monate nach Ruths Tode fragte die Dame, deren Tochter in Heidelberg studierte:

„Ist unter Ruths künstlerischem Nachlass nichts, was sich verwenden ließe? Ich meine, das sich für Ausstellungszwecke eignet? Es wird hier doch nächstens eine Kunstausstellung veranstaltet.“

Ruths Mutter sah ein wenig ratlos drein.

„Ach, wissen Sie, es ist erst so kurze Zeit her, es würde uns aufregen. Und dann, wir selbst haben so wenig Verständnis für diese Sachen.“

„Ich finde, es wäre eine schöne Ehrung von Ruths Andenken. Übrigens wird Doktor Wyls die Ausstellung leiten, der ist Kunstkenner, wenn Sie sich vielleicht an ihn wendeten.“

„Ist das nicht der junge Gymnasiallehrer, der bei Hüffeners wohnt?“

„Ja, der. Ich würde es an Ihrer Stelle mal mit ihm besprechen.“ Dann ging man zu anderen Dingen über. — Das Wort von der „Ehrung des Andenkens“ hatte sich bei Ruths Mutter festgesetzt. Sie besprach es mit ihren Töchtern. Else meinte, man könne nicht wissen, vielleicht verkaufe sich die eine oder andre Studie, man müsse sie natür-

lich erst einrahmen lassen. Und Magda hatte sogar Doktor Wyls einmal flüchtig kennengelernt und fand ihn ganz besonders nett.

Doktor Wyls war gern bereit, Ruths künstlerischen Nachlass zu sichten. Er hatte selbstverständlich von dem Unglücksfall gehört, der seine ganze Teilnahme erregte, trotzdem er Ruth nicht gekannt hatte. Er machte seinen Besuch, und man kam überein, dass er die Sachen bei sich zuhause in Ruhe prüfen solle. Man zeigte ihm die Kissen und Krüge, die Ruth entworfen und ausgeführt hatte, und ließ ihn auch ihre beiden Bilder sehen, das gesellschaftsfähige, das nun vergrößert und vergrößert in einem breiten Rahmen über dem Klavier hing, Und das Selbstporträt in der Mansarde. Zu diesem fühlte er sich hingezogen und empfahl dringend, es mit auszustellen, aber dazu konnte sich die Familie nicht entschließen. Am nächsten Morgen wurde die Studienkiste bei ihm abgeladen. Magda hatte auch das kleine Bild aus

ihrem Zimmer hineingelegt, da sie glaubte, dass es künstlerischen Wert habe. „Ich wollte natürlich nicht, dass er es in unserer Gegenwart ansah,“ sagte sie. Da fiel es ihrer Mutter plötzlich ein, dass noch andere Akte in der Kiste seien, und das peinigte sie. Was sollte er nur von Ruth denken! Aber Magda beruhigte sie; so etwas gehöre nun mal zur Kunst, und Doktor Wyls sei wirklich ein feiner Mensch, der sicher nichts dabei fände.

Und dann dachten sie nicht viel mehr an Ruths Studien, denn bis zur Ausstellung war noch lange Zeit. Jetzt, wo es ins Frühjahr ging, hatte man so viel zu überlegen. Die besseren Kleider sollten für die Trauer gefärbt werden; sie hängen zu lassen, hatte keinen Zweck, sie wurden nur unmodern, und anständige Trauerkleidung musste man sowieso haben.

Die paar Tassen, Bestecke und das bisschen Tischwäsche, die Ruth zu eigen gehabt, waren dem Haushalt längst einverleibt worden. Ihre hübschen Kissen und Krüge trugen eine künst-

lerische Note in die Bürgerlichkeit der Einrichtung. Ihre Bücher, aus denen man sich nichts machte, füllten die Lücken im Bücherschrank. Die Mansarde hatte man abgeschlossen.

Und es blieb eine kleine wehmütige Erinnerung, die alles, was ihnen an Ruth absonderlich und unangenehm gewesen war, leise verwischte, die sie ihnen nachträglich näherbrachte, als sie es im Leben je gewesen.

Zuweilen, wenn der Briefträger am Fenster vorüberging, seufzte Ruths Mutter ein wenig, es kamen nun keine Briefe mehr. Ruth hatte ja nie sehr viel geschrieben, denn die Welt, in der sie gelebt hatte, war ihren Angehörigen zu fremd; ihre Briefe enthielten meist nur Berichte über körperliches Wohlbefinden und Fragen nach heimatlichen Ereignissen. Aber es war doch ein frischer Ton darin gewesen, der das Hingehen der Tage angenehm unterbrochen hatte. Doch was war zu machen?! Das Schicksal oder der liebe Gott hatte Einhalt geboten, und man war längst

zu der Erkenntnis gekommen, dass ein Auflehnen gar keinen Zweck hatte.

Als Doktor Wyls vom Unterricht aus dem Gymnasium nach Hause kam, fand er Ruths Studienkiste vor. Er hob den Deckel, der nur lose mit ein paar Nägeln befestigt war, ab und begann die Durchsicht. Da war zuerst der kleine gerahmte Akt: ein Mädchenkörper mit guten Proportionen. Das Mädchen hatte ungefähr die Stellung der Lavinia. Doch statt der Schale mit Früchten hielt es einen Brokatstoff in den Händen, so, als habe es ein Gewand von sich gestreift und in der Freude des Befreitseins zusammengerafft, um es fortzuschleudern. Der Hintergrund war ein ungewisses Blau, wolkig und als ob es in eine Landschaft übergehen wolle, aber es war keine Landschaft da, wohl schwache Konturen von Zypressen, aber das konnten auch Zufälligkeiten sein. Das Bild war in einen fast farblosen italienischen Rahmen

gefasst, der nur noch Spuren von Gold und ein wenig Rot aufwies. Magda hatte ihn eigentlich bronzen wollen.

Doktor Wyls suchte nach einem Namenszug, er fand keinen. Es war Ruths Gewohnheit gewesen, ihre Arbeiten ungezeichnet zu lassen. Bei dieser Untersuchung löste sich der Rahmen, das Bild glitt heraus. Es war auf präparierte Pappe gemalt und an der Rückseite mit Papier verklebt gewesen. Auf der Puppe befanden sich Verse:

Du liebst mich, doch du fühlst mich nur mit Sinnen,
 Die, halb gefesselt, schon zu anderm eilen.
 Du liebst mich wie des Buchs gedruckte Zeilen,
 Die deinem Auge schnell vorübereilen
 Und ihres Sinnes keine Spuren lassen.

Du rührst mich an und willst mich nicht erfassen ...

„Diese Verse kommen mir eben beim Einrahmen dieses Bildes, das ich bin und doch nicht ich. Haben sie Bezug auf Florian? Vielleicht. Vielleicht hat er mich nie recht erfasst, verstanden. Ganz gewiss, er wollte mich anders haben, hatte mich nach seinem Sinn geformt und nachher . . .“

Es folgten noch ein paar Worte, die wieder durchgestrichen waren. Doktor Wyls wusste nicht, was er von dem Geschriebenen halten sollte. Wer war dieser Florian und was hieß: „das ich bin und doch nicht ich.“ Er verglich in Gedanken das Gesicht des Aktmodells mit Ruths Porträt; es hatte keine Ähnlichkeit. Nun, das waren Privatsachen, die ihn weiter nichts angehen durften. Jedenfalls wollte er das Bild wieder im Rahmen befestigen und die Rückseite verkleben. Er packte nun weiter aus. Es kamen große lose Blätter zum Vorschein, Kohlezeichnungen: Köpfe, Akte, Bewegungsstudien. In allen lag etwas merkwürdig Lebendiges. Da war zum Beispiel ein halbwüchsiges, am Boden kauernendes Mädchen, nur bekleidet mit einem Hemd, das von der Schulter herabgeglitten war; es schien bereit, im nächsten Augenblick aufzuspringen und, gleichzeitig zurückgehalten durch die Angst, dann sein Hemd ganz zu verlieren. Die Spannung in der Haltung übte einen starken Reiz aus. Dann war da ein

junger Italiener mit einem breitrandigen Hut, weit von der Stirn zurückgeschoben. Er schien von etwas Schönerem überrascht zu sein und gleichzeitig zu überlegen, wie er es in seinen Besitz bringen könne. Man wartete unwillkürlich auf das Endergebnis. Auch ein alter Mann, der zu warten schien und in Gedanken seine Stockkrücke in den Mund genommen hatte, löste diese Spannung aus.

Blatt auf Blatt hob Doktor Wyls mit vorsichtigen Fingern auf. Einige Zeichnungen waren nicht gut fixiert und ließen ein wenig Kohle zurück; er erschrak dann, und es war ihm, als ob er einen Schmetterling zu derb anfasse und seinen bunten Flügelstaub versehere. Sein Interesse an Ruth wuchs, und er war der Wirklichkeit so fern, dass er schon überlegte, wie man ihr förderlich sein könne, damit die pekuniären Sorgen nicht dieses große Talent erstickten. Dann fiel ihm plötzlich ein, dass sie ja nicht mehr am Leben sei, und er wurde traurig. Er musste sich schließlich

zwingen, zum Mittagessen zu gehen; es wurde ihm schwer, sich von den Studien zu trennen. Gleich nach Tisch begab er sich wieder an die Arbeit. Es kamen nun Porträtskizzen in Öl und Pastell zum Vorschein, letztere unter Glas in schmaler Kalikoeinfassung. Es waren zum Teil durchgeführte Bilder, lebendig wie die Kohlezeichnungen, frisch in der Farbe. Es fand sich darunter auch ein kleines Selbstporträt in Pastell. Er freute sich darüber, und es kam ihm sogleich der Wunsch, es behalten zu dürfen. Er betrachtete es lange: ein seiner, schmaler Kopf. Die schöne, nicht sehr hohe Stirn halb verhängt durch eine leichte Welle braunen Haares. Es war von jenem Braun, das in der Sonne rötlich wird. Das Bild war im Freien bei Sonne gemalt; es lag ein Sonnenfleck auf dem Haar, ein zweiter auf der Schulter. Der Hintergrund war ein verschwommenes Grün wie Blättermasse. Die Augen sahen groß und still und doch mit einer gewissen Spannung aus dem schmalen Raum des

Gesichts. Sie waren von hellem Goldbraun mit einer sehr großen Pupille. Die Nase schien ein wenig gebogen. Der Mund leuchtete sehr rot gegen die Blässe der Wangen. Die Oberlippe war etwas zu kurz und gab dadurch dem sonst nachdenklichen Gesicht einen kindlichen Zug. Auch das Kinn war ein wenig kindlich rund. Der Hals stieg schlank aus dem blauen, rund ausgeschnittenen Kleid, das nach unten hin in den Ton der Pappe übergang.

Doktor Wyls beendigte für heute die Durchsicht, es fehlte ihm die Lust. Er fühlte sich verstimmt und wusste nicht wodurch.

Sorgfältig räumte er alles beiseite, trug die herausgenommenen Arbeiten in sein Schlafzimmer, legte den Deckel über die Kiste, die er mit einem schönen alten Stoff, der sonst einen kleinen Tisch bedeckt hatte, verhüllte. Er legte ein paar Bücher darauf, so dass sie wie ein Tisch wirkte. Er wusste selbst nicht, weshalb er es tat; es geschah mechanisch, aus einem Gefühl des

Verbergenwollens heraus. Es brauchte ja niemand zu sehen, womit er sich beschäftigte. Dann nahm er Swinburne vor, dessen Balladen er zu übertragen versuchte.

Ruths Bild hatte er vor sich auf dem Schreibtisch gegen die Wand gelehnt, bereit, es ins Schubfach zu legen, sobald jemand hereintreten würde.

Und kaum hatte er sich niedergelassen, als die Türe ging, und in der Überraschung vergaß er dennoch, das Bild zu entfernen. Es war Kurt Heintze, der zur französischen Stunde kam und den er ganz vergessen hatte.

Nachdem der lange Tertianer die letzte seiner ungeschickten Verbeugungen gemacht und noch kaum die Tür geschlossen hatte, war Doktor Wyls schon wieder bei der Kiste. Es hatte ihn während des Unterrichts eine Art Sehnsucht nach den Studien ergriffen. Er begann die Durchsichtung aufs Neue. Er packte aus mit einem feinschmeckerischen Wohlbehagen; es kam selten vor, dass ihm Originale in die Hände gerieten. Es

gab hier immer nur die ewigen Reproduktionen großer Meister. Er selbst besaß nur wenige Studienblätter; denn die jungen Maler, mit denen er vorzeiten befreundet gewesen war, mussten sparsam sein im Verschenken, und seine Geldmittel erlaubten ihm noch nicht den Ankauf von Kunstwerken. Wenn er gleich wusste, dass dort in der Kiste keine vollendete Meisterschaft ruhte, so konnten diese schönen und hoffnungsreichen Anfänge ihn dennoch beglücken, und es schmerzte ihn immer wieder, dass diese künftige, vielleicht große Künstlerschaft in der Knospe gebrochen war. Es überkam ihn die wehmütige Stimmung, die an Kindergräbern entsteht, ein Bedauern der Kindheit, die so plötzlich unterbrochen, für ewig eingehalten ist. Und es waren auch wohl eigene, vom Leben unterdrückte Träume, die auferstanden: Träume und Hoffnungen, die, noch nicht so weit gediehen wie diese, im Keim erstickt werden mussten von den dringenden Forderungen des Daseins.

Doktor Wyls sah eine Szene seiner Kinderzeit vor sich; sie tauchte empor wie ein Bühnenbild aus einem verschollenen Stück: Ein Mann mit vergrämten Zügen, der sich über eine Zeichnung beugt, sagt zu seiner blassen Frau: „Wir dürfen ihm nicht sagen, dass er begabt ist, denn er muss bald Geld schaffen.“ Die Frau erwiderte nichts, und in diesem Stillschweigen lag schwerer Kummer. Beide hatten den Knaben nicht gesehen, der mit hart schlagendem Herzen in der Tür lehnte.

Es war das einzige Mal, dass Doktor Wyls im Elternhause von seiner Begabung sprechen hörte. Er bekam als bester Schüler später ein Stipendium, um Philologie zu studieren; für ein künstlerisches Studium würde er es nicht erhalten haben.

Vorsichtig hob er eine neue Schicht von Blättern aus der Kiste. Es waren Aquarelle, Landschaften, von zarter Stimmung: Dünen, offene See. Dann wieder Porträtblätter, Fischer-

typen Und zuletzt die Karikatur einer Damenschule, die unter Führung des Lehrers nach Motiven sucht. Alle strecken die Arme aus, jede zeigt auf einen anderen Punkt. Ruth selbst darunter, mit einem übertrieben großen Haarknoten, der im herabrutschen begriffen ist. Sie trägt einen grauen Malkittel, ganz bespritzt mit Farben, und einen vorn herabgeschlagenen Panama. Alles im Profil und ein wenig in ägyptischer Manier gehalten, was sehr lustig wirkt. Doktor Wyls musste lachen. Plötzlich fiel ihm ein, dass dieses junge, rüstig ausschreitende Geschöpf nicht mehr am Leben war.

Doktor Wyls legte das Blatt beiseite.

Es kam nun eine Mappe aus blauem Pappdeckel zum Vorschein, nicht sehr groß und ein wenig abgegriffen. Sie war mit allerhand Tintenschnörkeln verziert, so wie Kinder sie machen, um Pausen zwischen dem Schreiben auszufüllen. Doktor Wyls griff hinein und zog eine Handvoll loser, beschriebener Blätter heraus.

Es waren karierte darunter, wie sie sich in Rechenheften finden, auch blau linierte, rot gerandet, richtige Schulheftblätter, unordentlich ausgerissen und mit einer Kinderhandschrift bedeckt.

Er fing an zu lesen; es kam ihm gar nicht in den Sinn, eine Indiskretion damit zu begehen, weil es von einem Kinde geschrieben war. Er las:

„Jetzt sind wir mitten in der Rechenstunde. Rechnen ist grässlich, noch schlimmer als Französisch. Ich kann nicht mal die Aufgaben behalten, vergesse die Zahlen immer wieder; natürlich weiß ich nix, wenn ich antworten soll. Herr Frohne ist genau so langweilig wie seine Exempel, und er hat eine so dumme graue Hose an. Ich muss immer denken, wenn die Hose ein Mensch wär, wär sie sicher so dumm wie Erna Ahlers. Ich weiß nicht, alle unsere Lehrer sind so grau, kein einziger ist bunt. Ich muss so oft an einen bunten Hampelmann denken und wie lustig der ist. Ich hab mal einen gehabt, den hatte ich schrecklich gern. Und als der Kopf abging, habe ich geheult

wie 'n Schlosshund. Wenn ich nicht schon so alt wär, würde ich mir einen neuen Hampelmann kaufen oder lieber schenken lassen, denn ich krieg ja kein Taschengeld. Erstens, weil Kinder keins brauchen, und zweitens, weil ich ja doch alles bekomme, was ich nötig hab. Als ob man sich vom Taschengeld etwas kaufte, was man nötig hat! Und drittens, weil ich doch nur Sahnebonbons und Schokolade kaufen würde. So, Schluss. Gleich komm ich wieder dran und weiß nix, und dann sagt Frohne: Äh, äh, Ruth hat wieder geträumt.“

Wieder nix gekonnt! Frohne sagte: „Du solltest lieber aufpassen als zeichnen; übrigens sind deine Zeichnungen nichts wert.“ Und dann nahm er mir ein paar Männekens weg, die ich auf ein Blatt gezeichnet hatte, und warf sie in den Papierkorb. Man gut, dass er nicht merkt, dass ich hier schreibe. Wenn er das gelesen hätte! Die Männekens such ich mir nachher wieder aus dem Papierkorb 'raus, denn sie sind sehr schön!

Frohne versteht bloß nix davon. Jetzt bimmelt's!
Gott sei Dank! Die Stunde aus! Amen!

*

Ich hab 'ne alte Mappe aus Pappendeckel auf dem Boden gefunden, da tu ich alles rein, was ich aufschreibe, das ist dann nachher wie ein Tagebuch. Ein richtiges Tagebuch schreibe ich nicht, das ist mir zu langstielig. Das tun auch bloß welche, die verliebt sind. Dann schreiben sie auf, wie viele Küsse sie gekriegt haben, und so was. Ich finde Küsse kriegen scheußlich und welche geben müssen noch viel eklicher, besonders Herren mit Vollbärten. Wenn ich mal heirate, dann darf er gar keinen Bart haben, aber ich glaube, ich heirate nicht, höchstens . . .

Ich weiß nicht, ich hab gar keinen Spaß mehr am Zeichnen. Überhaupt, so stillsitzen! Deshalb kommt auch so wenig in diese Mappe rein, denn Schreiben finde ich auch nicht nett. Am schönsten ist Turnen. Wenn ich so am Reck hänge oder am Rundlauf ganz hoch durch die Luft

fliege, dann denk ich, ich platze vor Glück. Und Schaukeln erst! So möchte ich sterben: in der Schaukel ganz hochfliegen und plötzlich tot sein, ohne dass es weh tut. Ich kann mir nicht denken, dass ich mal so alt werden könnte, dass ich keinen Spaß mehr am Schaukeln hätte. —

Wir spielen jetzt jeden Tag Zirkus: einen Tag haben wir Probe und den andern Vorstellung. Wir haben uns zwei Tonnenreifen mit Papier beklebt, da will ich morgen durchspringen, vom Schaukelpferd aus. Eigentlich bin ich ja zu groß fürs Schaukelpferd. Aber was soll ich machen? Ein lebendiges krieg ich nicht, und ein Pferd muss ich doch haben. Jetzt will mein Freund Hans Zirkusdirektor werden, früher wollt er immer bloß Geschichtsprofessor werden. Aber ich werd Reiterin. Sicher! Wenn ich darf. Aber ich darf ja doch nicht. —

Zeugnisse! Puh! Weltgeschichte und Religion sind mal wieder ziemlich gut. Na ja, die Geschichten sind ja wie andre Märchen auch, die

behält man schon, ich brauch sie gar nicht erst zu lernen Französisch und Englisch, o weh, o weh! Geographie Und Rechnen, na, die sind ganz schwarz. Naturgeschichte geht, besonders die, Blumen machen mir Spaß, sie müssten bloß alle gleichviel Staubgefäße haben. Im Gesang hab ich dafür, dass ich nie mitsinge, 'ne ganz gute Nummer. Mitsingen kann ich nicht, weil ich beim Chorsingen meine eigene Stimme nicht höre, und das ist doch zu dumm, wenn man sich selbst nicht hören kann. Im Turnen hab ich natürlich eine glatte Eins. Ach so, Deutsch ist auch noch da, drei bis vier, nicht besonders. Wenn ich mich bloß nicht so schämte, feine Ausdrücke zu gebrauchen, dann könnt ich die besten Aufsätze machen. Und Gedichte könnte ich sogar sehr gut hersagen, aber dann lachen die andern. —

Papa hat gesagt: „Es ist schade, dass du so träge bist!“ Und Mama: „Ich wette, das Zeugnis von Irma Teilmann sieht anders aus!“ Ja, so 'n Musterknabe wie Irma Teilmann bin ich nicht,

das weiß ich wohl, aber was schadet das? Ich möchte nicht Irma Teilmann sein, die kann nicht drei Klimmzüge hintereinander machen, und springen ohne Sprungbrett kann sie überhaupt nicht. Außerdem bettelt sie mir immer meine Äpfel ab und isst sie auf, auch wenn ich sie schon halb abgegessen habe, und sie lutscht Bonbons weiter, die man schon im Mund gehabt hat. Aber meine Eltern sind doch sehr nett, die andern Kinder mit schlechten Zensuren kriegen Strafe, ich nur Schelte. Ich weiß eigentlich nicht, soll ich mich nun darüber ärgern? Vielleicht denken sie ich wäre so dumm, dass es doch nix hilft. Ob ich wohl so dumm bin? Ich glaub es nicht. Wenn ich dumm wär', wär ich eingebildet, das sind dumme Leute immer. Aber ich bin doch nicht eingebildet, höchstens dann erst, wenn ich die Riesenwelle kann. Meine Schwester Else sagt, ich sollte nur Clown werden. Meine Schwestern haben es gut, die gehen nicht mehr zur Schule, aber ich möchte doch nicht meine Schwestern sein. —

Ich habe mir so sehr ein rotes Kleid zum Geburtstag gewünscht, ein feuerrotes, das ganz hell leuchtet wie die Mohnblumen aus dem Korn. Ich freu' mich immer, wenn ich auf der Straße so ein feuerrotes Kleid sehe, es wird gleich alles lustiger. Und nun haben sie mir wieder ein kariertes gekauft, was ich doch nicht ausstehen kann. Man sähe nicht so, wenn es angeschmutzt wäre, und ein rotes wäre überhaupt zu auffallend. Was das wohl schadet! Sie wissen doch alle, dass ich Ruth Weber bin. Ich konnte mich gar nicht freuen über das neue Kleid. Und Else sagte, ich wäre unbescheiden. „Nein, sie hat einfach keinen Geschmack,“ sagte Magda. Aber es ist mir ganz egal, was meine Schwestern sagen. Manchmal sind sie sehr nett, aber dann ist es plötzlich wieder zu Ende, und sie sagen: „Ach, so ein Kind wie du!“ Ich kann doch nix dafür, dass ich noch ein Kind bin und sie schon so groß. —

Ich kann es nicht mehr aushalten, ich muss es einmal aufschreiben. So was Schreckliches!

Gestern stand ich mit dreien von unsrer Klasse an der Ecke beim Photographen Brück. Erst sahen wir uns die Bilder an, und Trude Schenk mokierte sich über alle. Lisbeth, ihre Schwester, lachte sich halb tot, sie lacht immer so über Trudes Witze, ich finde sie aber gar nicht so witzig, bloß frech. Grete Lorenz machte wieder ihr muffeliges Gesicht und sagte: „Lasst doch die dummen Bilder!“ Und dann gab sie uns einen Schubs und sagte: „Seht mal!“ Da kam aber bloß eine Frau her, an der gar nichts zu sehen war. Trude und Lisbeth fingen aber an zu lachen. Und dann sagte Trude zu mir: „Du merkst wohl nix?“ — „Was soll ich denn merken?“ fragte ich. — „Ach, so'n Baby!“ machte die lange Grete. Und Lisbeth sagte: „Du weißt wohl noch gar nicht das mit den Kindern?“ — „Mit welchen Kindern?“ fragte ich. — „Na, mit allen.“ Ich glaube, ich sah ziemlich dumm aus, denn sie lachten. Und dann sagte Trude: „Wie denkst du dir denn, wie das ist, wenn ein

Kind auf die Welt kommt?“ Ich sagte: „Na, da sagt eben der liebe Gott: „Hier soll ein Kind hinkommen“, na, und dann kommt es hin.“ Da fingen sie alle drei ganz schrecklich an zu lachen, sie prusteten ordentlich los. Und Grete sagte: „Und die Frauen, die dann krank sind, denkste vielleicht auch, die hat der Storch gebissen?“ Und dann lachten sie wieder. Ich wurde furchtbar wütend und sagte: „Ihr seid schrecklich albern! Über so was, da hab ich noch gar nicht nachgedacht. Und an den Storch hab ich überhaupt nie geglaubt. Ich denke mir, der liebe Gott lässt die Frauen dann ein bisschen dafür krank werden, weil sie doch mit dem Kind so 'ne schrecklich große Freude haben. So wie im Ring des Polykrates, weil sie sonst vielleicht übermütig werden.“ Da stießen sie sich wieder alle an, und Trude drehte sich auf dem Absatz um vor Pläsier. Lisbeth sagte: „Wer hat dir bloß so 'nen Unsinn vorgequatscht? Das möchte ich mal wissen.“ — „Das ist kein Unsinn, das mit dem lieben Gott hat mir Mama

mal gesagt, als ich klein war, und das mit dem Krankwerden habe ich mir so gedacht. Aber das ist mir alles ganz pipe.“ Da sagte Grete: „Wollen wir’s ihr mal erzählen?“ Und dann schrien alle drei auf mich ein, so dass ich gar nichts verstand. Aber zuletzt sagten sie es mir nochmal ganz deutlich. Ich wurde wieder furchtbar wütend und hätte ihnen am liebsten ins Gesicht gespuckt. Und ich schrie: „Ihr lügt!“ Trude sagte: „Auf Ehrenwort!“ Da ging mir alles im Kopf herum, ich konnte nichts mehr denken. Sie erzählten mir immer mehr solche Geschichten. Einmal was von der Frau von unserm Schlächter und dann von der Frau von unserm Schuldiener, aber was das eigentlich war, hab ich nicht verstanden. Ich ging dann nach Hause, und ich mochte ihnen gar nicht die Hand geben und Adieu sagen. Als ich nach Hause kam, saßen die andern schon beim Nachmittagskaffee, und Mama fragte, warum ich so spät käme. „Sie wird wohl nachgesessen haben,“ sagte Magda. Da wurde ich wieder so wütend,

dass ich die Zunge 'rausstreckte, ganz weit, so dass es weh tat hinten im Hals, und ich freute mich, dass es weh tat. „Sehr fein für ein Mädchen von der vierten Klasse!“ sagte Else, und Magda rief: „Also hat sie nachgesessen!“ Mama sagte: „Du sollst dich was schämen! Komm jetzt her und trink, der Kaffee wird sonst kalt.“ Ich wollte mich auch hinsetzen, aber als ich Mama ansah, fiel mir auf einmal all das Schreckliche ein, ich wurde ganz rot und konnte nicht trinken. Ich sagte, ich hätte mein Taschentuch liegen lassen, und ich lief aus dem Zimmer und in meine Schlafstube. Ich habe mich aufs Bett geworfen und fürchterlich geheult, und nachher war der Kaffee kalt. Wenn ich jetzt Papa und Mama ansehe, werd' ich immer rot. Und mit Grete, Trude und Lisbeth verkehre ich nicht mehr. Sie merken es und sagen so von oben herunter: „Gott, Baby, was wir danach fragen!“ oder: „So „n Blag' wie du ist uns überhaupt viel zu blöd.“ Ich komme mir vor, als ob sie mich durchgehauen hätten, und ich wollte auch lieber,

dass sie das getan hätten. Ich hab jetzt gar keinen Spaß mehr, immer muss ich bei allem was denken. Und ich muss aufpassen, dass die Großen mir nichts anmerken, denn wenn sie das täten, dann . .

“

Hier endeten die Aufzeichnungen des Kindes; es fanden sich nun weitere in der Handschrift eines Erwachsenen, die auf Briefpapier geschrieben waren.

Eifrig begann Doktor Wyls die weiteren Aufzeichnungen zu lesen, ohne sich dessen bewusst zu werden, dass er kein Recht hatte auf diese schriftliche Aussprache, die sich zufällig zwischen den ihm zur Begutachtung anvertrauten Arbeiten fand. Er las mit erhöhtem Interesse, in steigender Erregung, denn was hier erzählt wurde, war in etwas die Geschichte auch seiner Jugend. Er fühlte sich diesem Mädchen geschwisterlich nah, schmerzlich verbunden, und es wuchs in ihm eine leise Sehnsucht nach ihr. — Ruth hatte geschrieben:

„Als Kind habe ich einmal eine Art von Tagebuch geführt, das hier beiliegt. Ich habe diese

Mappe unter alten Schulsachen, in denen ich neulich zu Haus umhergekrant, wiedergefunden. Es hat mir Spaß gemacht, die Aufzeichnungen zu lesen, ich hatte sie ganz vergessen. Es tut mir nur leid, dass es so wenige sind, sie brechen da ab, wo mir eine Illusion in Scherben ging. Wenn ich eine Tabelle meiner Seelenzustände anfertigen wollte, könnte ich mit dem Verlust einer zweiten Illusion fortfahren. Diese Illusion heißt: „Heimat“. Gemütvolle Leute würden die Bezeichnung Illusion allein schon für „roh“ erachten. Ich weiß nicht, ob ich „roh“ bin, gemütvoll nach Ansicht jener bin ich ganz gewiss nicht.

Ich kann mich noch genau in die Situation von damals zurückdenken, da die viel größeren Mädchen um mich her standen und mir mit frechen Worten und Blicken meinen Kinderlauben zunichtemachten. Ich kann mir genau mein damaliges Empfinden vergegenwärtigen: es hörte plötzlich etwas auf zu sein. Das war das plötzliche Aufhören des Dämmerungs-

zustandes „Kindheit“. Es fiel ein scharfes Licht in den Winkel, in dem ich mich wohlgeföhlt hatte. Er wurde nicht erleuchtet dadurch, nur nüchtern und grell aufgelichtet. Ich hatte es so natürlich gefunden, dass Gott sagte: „Dort soll ein Mensch sein.“ In den Märcchen, die ich so liebte, ging es ja auch so ähnhch zu. Die Fee sprach: „Es sei!“ und es war. —

Ich weiß nun längst, dass die Sache komplizierter ist, dass vieles komplizierter ist, was wir uns als so einfach vorstellten. Ich habe auch gedacht, „eine Heimat haben“ wäre eine ganz einfache Sache.

Es ist der Geist der Zusammengehörigkeit, der ein Heim zur Heimat macht, und der fehlt mir. Als Kind sangen wir oft das Lied: „Nun ade, du mein lieb Heimatland.“ Wir sangen es gern. Einmal fragte der Lehrer: „Wisst ihr eigentlich, was das ist: ein Heimatland?“ — Es war ein fremder Lehrer, der unsern kranken Klassenlehrer vertrat, und er schätzte uns für zu jung ein. Die

Klasse lachte darum auch und rief durcheinander. Er sagte: „Ihr tut ja sehr großartig, bitte, antwortet der Reihe nach.“ Da kamen die Antworten: „Das Land, in dem wir leben.“ — „Das Vaterland.“ — „Da wo wir geboren sind.“ — „Wo unsre Eltern und Geschwister und die ganze Familie sind.“ — „Deutschland.“ So ging es fort. Als die Reihe an mich kam, wollte ich auch sagen: „Das Land, in dem wir leben.“ Aber merkwürdigerweise sagte ich: „Da, wo es sehr schön ist.“ Da lachte der Lehrer ein bisschen schadenfroh: „Seht ihr, so ganz kapitelfest seid ihr doch nicht“ Die andern sahen höhnisch nach mir hin. Ich verstand nicht recht, was er mit „kapitelfest“ meinte, ich sah nur, dass er mich auslachte, und wurde rot vor Scham. Eine Heimat hatte ich mir immer als ein stilles, schönes Wiesenland gedacht, mit vielen Blumen und Quellen und mit einer Hütte, die am Fuß eines Berges stand. Aus dem Schornstein stieg blauer Rauch, und im Haus sang eine helle Stimme. Vielleicht tauchte, mir

unbewusst, dieses Bild in jenem Augenblick auf und veranlasste mich zu der Antwort. Der Lehrer fügte hinzu: „Die Heimat ist natürlich auch schön, sonst wäre sie ja nicht eine „Heimat“, insofern hat Ruth doch recht.“ — —

Ist es nur das geistige Verstehen, was uns das Heim zur Heimat macht? Es gab zu allen Zeiten große Geister, Künstler, Gelehrte, die von geringem Herkommen waren und als sie zu Ansehen und Ehren gelangten, dennoch ihrer Heimat und den Ihren Anhänglichkeit, zuweilen eine fanatische Liebe bewahrten. Vielleicht verlange ich zu viel, bin zu anspruchsvoll, weiß mich nicht auf die andern einzustellen. Ich suche hin und her, aber ich finde keine Brücke zu ihnen. Ich habe zuweilen ein starkes Heimatgefühl, eine Sehnsucht nach Hause, die immer bald verfliegt, wenn ich zu Hause bin. Ich versuche mich dem Ideenkreis der Meinen anzupassen, um dann plötzlich erschreckt zu finden, dass es mir unmöglich ist. Bei ihnen herrscht die Konvention
Der Be-

griff „gute Kinderstube“ erschlägt viel Großes, Feines und Schönes als unzulässig. Ich suche mich für die kleinen Dinge, die ihnen die großen sind, zu interessieren, und es gelingt mir auch für wenige Wochen; dann aber sehne ich mich fort zu andern, die meine Sprache sprechen und zu denen ich doch wieder nicht so ganz gehöre. Ich bin gewiss nicht „spießig“, nicht prüde und kleinlich, aber es ist immer noch ein wenig von der Schüchternheit oder Feigheit der höheren Tochter in mir. Ich denke dabei gar nicht an das „Sichausleben“, wovon so viel gefaselt und womit so viel entschuldigt wird. Es ist diese Feinfühligkeit schlechten Manieren — körperlichen und geistigen — gegenüber und noch so einiges, das ich nicht auszudrücken vermag.

Zuweilen denke ich: von welchem meiner Vorfahren mag ich den Tropfen fremden Blutes geerbt haben? Wir haben zu Hause einen Stammbaum, lauter brave Leute, die ihre Pflicht taten. Aber weiß man denn, was für Gedanken sie

hatten, ob sie ihre Pflicht gern erfüllten? Keine Chronik verrät es, ihre Tugend und Nüchternheit besteht nur in der Annahme der Nachkommen. Können wir wissen, welche Leidenschaften sie bewegten? Übrigens ist es nur der Stammbaum meiner Mutter. Von meinem Vater wissen wir nur, dass er einer ähnlichen Familie entstammt, sonst nicht viel. Ich weiß von ihm, dass er sehr ernst war, sehr still, dass er mir zuweilen im Zorn eine Ohrfeige gab und mich zuweilen in der Freude an sich riss, und dass beides immer schnell vorüberging.

Und ich weiß noch, dass ich ihn wunderschön fand, ebenso schön wie Albrecht Dürer im Kunstgeschichtsbuch und wie Jesus in der illustrierten Bibel; beide waren meine liebsten Bilderbücher. Und ich weiß auch, dass mir die beiden Männergestalten immer durcheinanderkamen, so dass ich einmal zu Papa sagte: „Du siehst aus wie der Maler Dürer aus der Bibel und der Heiland aus dem Kunstbuch.“ Mein Vater lachte, wie er selten

gelacht hatte, aber Mama sagte: „Zu so etwas bist du schon zu groß.“ Und ich schämte mich.

Zuweilen nahm Papa meinen Kopf in seine Hände und sah mich eindringlich an. Ich dachte damals, er wolle nachsehen, ob ich auch sauber gewaschen sei. Und einmal — ich erinnere mich dessen sehr gut — versicherte ich treuherzig: „Sogar die Ohren, Papa.“

Da sah er mich sonderbar an und wusste nicht, was ich meinte. Ich kümmerte mich aber weiter nicht darum und war froh, dass die Reinlichkeitsprüfung überstanden war.

Ach, ich war der größte Schmerz meines Vaters: ich sollte ein Sohn sein! Es ist immer traurig für Kinder zu erfahren, dass sie ihren Eltern eine Enttäuschung waren, man sollte es ihnen nicht sagen. — —

Ich hatte letzthin schwere Tage zu Hause, die ich einer Kaffeegesellschaft verdankte. Es waren ein paar Damen bei uns, und es herrschte bald die übliche Stimmung zwischen dem Kaffee und

der „süßen Speise“. Man hatte mich nach allem möglichen in Berlin gefragt, nur nach meinem Studium nicht. Da fing eine Dame auch davon an und bat, ich möchte doch „etwas“ zeigen, sie interessiere sich so sehr dafür. Ich freute mich darüber, ich war seit längerer Zeit zum ersten Mal wieder daheim und trug die Anschauungsart unsrer Bekannten nicht mehr im Gedächtnis. Ich hatte ein paar von meinen besten Porträt- und Landschaftsstudien mitgebracht, baute sie nun auf und erwartete das Urteil der Jury. Es kam keins, wenigstens vorläufig nicht. Die Stille wurde etwas beängstigend, so dass Mama sagte: „Es sind ja nur Studien.“ Gerade als ob sie mich entschuldigen wollte. Ich merkte, wie sich ihre eigne Enttäuschung dahinter barg.

Da platzte Else heraus: „Na, weißte, du hättest auch wohl ’n paar bessere Sachen aus-suchen können,“ während Magda meinte: „Die vom vorigen Jahr waren viel netter.“ „Das ist nun mal die neue Richtung,“ sagte Frau Gerichts-

rat Horn begütigend, und damit war der Rettungsanker ausgeworfen. Alle stürzten sich auf die arme „neue Richtung“, auf diese „Modernen“ und die ganze Kunst von heute, die man so gar nicht verstand. Es ergoss sich eine Flut von Gemeinplätzen, die mir jede Entgegnung abschnitt. Ich weiß, sie können nichts dafür, sie stehen der Kunst ganz fern. Ich hoffe immer noch, dass ich sie ihnen, wenigstens den Meinen, ein wenig näherbringen kann; man muss es nur nicht auf einmal wollen. —

Ach, du liebe Güte! Es ist schwer! Kunst ist: was bei Wilhelm Büttner Nachfolger im Fenster steht. Es ist immerhin Kunst, aber antiquierte, nicht antike. Natürlich, an die antike Kunst wagen sie sich mit ihrem Urteil nicht heran, weil sie amtlich beglaubigt ist. Außerdem ist man ein gebildeter Mensch und weiß schon von der Schule her, was man der Venus von Milo und den anderen weniger gut zu behaltenden sowie dem Apoll von Belvedere schuldig ist. Auch hat man

den Hermes und die Juno im „Salon“ und ärgert sich jeden Morgen über den namenlosen Staub, der aber weniger dem klassischen Altertum als diesen ekelhaften Fabrikschornsteinen entstammt, die neuerdings die bisher so idyllische Stadt verbesten.

Auch kennt man die Kunst aus Museen und Galerien, leider wurde einem damals in Dingsda die Zeit so knapp, so dass man kaum die hauptsächlichsten Kunstwerke . . .

„Aber Fräulein Kleinert malt doch so reizend! Sie gibt auch Stunden und verdient eine ganze Menge!“

„Ja, liebste Mama, damit musst du dich abfinden: so reizend wie Fräulein Kleinert werde ich nie malen, und ich werde auch nie an diesem Ort Stunden geben, oder . . .“

Nein, zu diesem „oder“ darf es nicht kommen.

Sie können nichts dafür, dass ihnen der Kleinkram als Kunst erscheint und die Puscherei höher gilt als Können. Diese stets eng umgrenzten

Menschen sind auch in ihrem Kunstempfinden eng geblieben, ganz einfach aus Mangel an Material. Die Stadt ist zu klein. Die von draußen wagen sich nicht hinein oder vielmehr, es lohnt ihnen nicht, und darunter müssen die hier drinnen leiden. Das Beste ist, dass sie dieses „Leiden-müssen“ nicht so stark empfinden.

Eins aber kommt hinzu, und es hat mich, bevor ich über die Gründe nachgedacht habe, empört: sie maßen sich ein Urteil an, fühlen das Recht auf ihrer Seite. Das kommt, weil sie die Masse sind. Sie sagen: „Das ist ein schlechtes Bild“, nicht ich finde es schlecht, sondern „es ist“. Die andern sagen es auch, folglich . . . Oh, diese andern!

Man steht auf einer Insel im „Meer der andern“.

Ich habe versucht, meine Kunst hier ganz auszuschalten, aber das passt ihnen auch nicht; sie fragen, verlangen Antworten, Ansichten. Und sie freuen sich sogar, wenn man andre Ansichten hat,

denn dann kann man disputieren. Und man disputiert gern, man verzapft seine Weisheit mit Wonne. Manchmal muss ich mir Zwang antun, um nicht loszulachen. Zuweilen komme ich mir ganz dumm vor und klein, dass ich diese Dinge so wichtig nehme, und ich bitte im geheimen den braven, erfahrenen Leuten meinen Spott ab. Ihr Leben ist ein brauchbares, solides Bauwerk, das auch ohne das Ornament des Kunstempfindens bestehen kann.

Nein, sie können nichts dafür. Sie bekommen die Welt nur stückweise vorgesetzt, in den kleinen Portionen, die der „Anzeiger“ ihnen zuträgt oder der Journalzirkel. Sie bekommen nur Tropfen. Sprechen sie von den großen Städten, so heben sie zuerst immer die vielen Diebstähle und hohen Mieten hervor, den Aufwand, der dort so gewissenlos von Leuten getrieben wird, die es „gar nicht können“. Und sie fühlen sich wohl in ihren gesunden, soliden Verhältnissen. Wohl lockt sie die Pracht, verbunden mit dem billigen Preis der

großen Kaufhäuser. Wohl finden sie es bewundernswert, dass man für „nur zehn Pfennig“ die weitesten Strecken mit der Elektrischen zurücklegen kann. Wohl würden sie gern mal die großen Theater besuchen, deren Mitglieder die fabelhaften Gagen beziehen . . .

Sie sind nicht alle so; ich weiß, da gibt es ganz Feine, Stille, die wissen genau Bescheid, die genießen den Frieden der Kleinstadt und den Zauber der Welt. Aber ich kenne sie nur vom Vorübergehen. Man kennt nicht alle in einer kleinen Stadt, nur die, die eben „unsern Kreis“ ausmachen. Und in jeder kleinen Stadt gibt es „unsern Kreis“. Er macht die kleine Stadt zur Kleinstadt.

Manchmal, wenn ein Luftschiff oder Aeroplan über die Stadt hingleitet und sich alles wie närrisch gebärdet vor Freude, sich stolz fühlt, in einer Zeit zu leben, die den großen Menschheitstraum erfüllt hat, denk ich: Warum machen sie sich nicht auch frei, erheben sich über den All-

tag? Und wenn ich dann wieder sehe, wie einfach glücklich sie sind, wünsche ich mir fast zu sein wie sie, ohne den großen Rausch und ohne die schweren Enttäuschungen der Starkempfindenden.

Aber das alles sind nur Stimmungen; meistens bin ich ganz vergnügt, lasse mich füttern mit soliden, gutgekochten Mahlzeiten und ebenso solidem Stadtklatsch, der zuweilen auch seinen Reiz hat.

Manchmal bin ich sogar ganz grundlos glücklich, es durchbraust mich dann ein Glücksgefühl, dass ich fast Ohrensausen davon bekomme. Warum, weiß ich nicht, vielleicht ganz einfach, weil ich jung bin und noch Glücksmöglichkeiten habe.

Ich helfe dann brav im Haushalt und freue mich, dass ich Kräfte zu vergeuden habe.

Wenn ich so im Haushalt mithelfe, sind die andern immer sehr zufrieden mit mir, körperliche Arbeit steht bei ihnen hoch im Kurs. — — —

Ich bin ein bisschen geknickt: Mama sagte gestern: „Ruth, ich muss nun endlich mal ernsthaft mit dir sprechen . . . Sieh, in spätestens

einem Jahr musst du fertig sein. Dann musst du sehen, selbst zu verdienen.“ Ich glaube, ich machte ein furchtbar dummes Gesicht. „Und dann, Kind, musst du jetzt vielleicht mal zu einem andern Lehrer gehen.“

„Nanu?“

„Bitte, bleibe ernst, ich rede das nicht nur so hin. Du hast ja gewiss Talent; Herr Professor Krauß, dem wir damals die Sachen zeigten, hat es uns doch versichert, sonst hätten wir dich ja gar nicht ausbilden lassen! Meinst du, es fiele mir leicht, das viele Geld zu entbehren?“

Ich biss mich in die Lippe. „Das soll kein Vorwurf sein, Ruth,“ fuhr Mama fort, „wir schränken uns ja ganz gern ein, wenn nachher nur was dabei herauskommt, „aber —“

„Ja, aber was soll ich denn?“

Mir wurde plötzlich ganz heiß. „Ich bin begabt, das hat mir mein Lehrer neulich noch gesagt, ich fühle das auch selbst. Und ich habe ernste Ziele und arbeite ernsthaft.“

„Talent ist gut und Fleiß ist auch sehr schön, aber man sieht nichts.“

„Man sieht nichts?“

„Nein. Denkst du vielleicht, dass den Leuten deine Studien da gefallen?! Das kannst du wohl nicht verlangen Ich habe mich neulich ordentlich geniert! So was hängt man sich nicht in die Stube! Du solltest es lieber gar nicht zeigen, du kannst dir damit deinen ganzen Ruf als Malerin verderben. Sieh, Frau Doktor Böhmer hatte mich zum Beispiel, bevor du kamst, gefragt, ob du wohl ihre kleine Lilli malen würdest; sie sind ja alle ganz vernarrt in das Kind. Aber seitdem sie neulich deine Sachen gesehen hat, hat sie kein Wort mehr davon gesagt. Und das wär' ein schöner Verdienst für dich gewesen.“

Ich konnte bloß die Achseln zucken, sagen konnte ich nichts. — — —

Gott sei Dank, ich bin wieder in Berlin. Ein Jahr, ein ganzes Jahr habe ich bewilligt bekommen. Oh, ich werde es gut ausnutzen! Ich bin

ja so glücklich, dass ich nicht zu Hause bleiben musste, Lilli Böhmer zu porträtieren oder Töchtereschulentlassenen das Blumenmalen beizubringen! Ich werde sehen, dass ich etwas Geld schaffe. Irgendwie wird es schon gehen. Ich werde der Individualität braver Leute, die sich einbilden, keine braven Leute zu sein, Exlibris auf den Leib zeichnen — Ist das eine Stilblüte? Egal! Ich schreibe ja nicht für die Öffentlichkeit; weshalb ich überhaupt schreibe? Ich glaube, ganz einfach, weil ich mich hier und da mal aussprechen muss und niemand habe, das heißt außer Ellen, aber der red ich schon genug vor. Ach, sie ist götig! Nicht von der Güte der Kritiklosen, die alles recht und schön finden. Sie hat ein feines Weltempfinden, zuweilen erscheint sie mir fast hellseherisch. Ihre Krankheit machte sie wohl so. Ich fürchte immer, sie zu verlieren. Es wäre furchtbar, sie ist mein einziger Mensch! Aber nicht aus diesem egoistischen Grunde allein fürchte ich es: ich gönne ihr das Leben! Ich gönne allen Lebenden das

Leben, das Leben, das ihnen die Möglichkeit gibt, glücklich zu werden. Wieviel schöne Möglichkeiten gibt es. Ob man einmal glücklich wird?! Ich meine so ein „man“ wie ich. Glücklich! Liegt es in uns, ist es Schicksal? — Jedenfalls werde ich jetzt außer Exlibris auch Plakate entwerfen. Dann komme ich vielleicht einmal in die populärste Kunstaussstellung: den Untergrundbahnhof. Ob ich jemals „fertig“ sein werde, etwas „Fertiges“? Ich habe Anlagen, die verpflichten.

Bei dem Wort „Anlagen“ fällt mir immer ein: „Es wird gebeten, die Anlagen durch mutwilliges Abreißen von Blumen und Zweigen nicht zu beschädigen. Der städtische Verschönerungsverein.“

„Als Kind habe ich oft vor dieser Tafel gestanden und über das Wort „mutwillig“ nachgedacht. Ich zerlegte es: „Mut“ ist etwas Schönes, Großes, „willig“ ist etwas Gutes, Braves; warum soll mutwillig etwas Schlimmes sein?

Also ich habe gute Anlagen und somit „Aussichten“. Der nette kleine Assessor Bork, der mal in unsrer Stadt war, ganz kurze Zeit war er nur da, sagte: „Als Assessor habe ich doch immer noch die Aussicht, Justizminister zu werden.“ Jetzt ist er Rechtsanwalt in einem noch kleineren Nest als dem unsern.

Sonderbar, dass ich mich in meinen ersten Semestern keiner aus dem Atelier angeschlossen habe! Es kam wohl, weil ich zunächst für nichts anderes Sinn hatte als für die Arbeit. Dann auch deshalb, weil schon überall Gruppen oder doch Paare vorhanden waren. Fast alle gehörten irgendwie zusammen, ich fühlte mich als Eindringling. Ich habe überhaupt nicht die Gabe mich schnell anzuschließen, trotz meiner Lebhaftigkeit. Nun aber habe ich doch eine Freundin gefunden. Freundin! Es ist ein großes Wort, voller Verantwortlichkeit — Es kam so: Fräulein Kurten, die immer durch ihre Wichtigtuerei unliebsam auffällt, hatte sich rücksichtslos vor mich

gedrängt und mir den Blick auf das Modell genommen. Meine Nachbarin, ein junges Mädchen mit Flechten um den Kopf, sagte zu ihr: „Nicht wahr, Fräulein Kurten, Sie treten etwas zur Seite, die Dame hier kann sonst nichts sehen.“ Fräulein Kurten war ganz verblüfft und trat wirklich zur Seite.

Ich dankte dem jungen Mädchen, und wir kamen ins Gespräch. Sie sagte: „Sehen Sie, diese Mädels, die auch malen oder auch malen — außer Tennisspielen und Flirten —, sollten eigentlich mehr Rücksicht auf uns nehmen. Sie wissen ganz gut, dass bei uns Ernst ist, was bei ihnen nur eine Art höherer Spielerei bedeutet. Natürlich gibt es auch unter ihnen Ernste und Begabte,“ setzte sie schnell hinzu. „Ich muss gestehen, dass ich mich um meine Umgebung hier bis jetzt wenig bekümmert habe,“ sagte ich. „Meine Zeit ist sehr knapp bemessen, ich habe nur noch ein Jahr zur Verfügung“

„Was heißt das „zur Verfügung“? Sie

meinen damit, dass Sie nur für diese Zeit mit Geld von zu Haus unterstützt werden?“

„Ja, eben . . .“

„Aber Zeit hätten Sie?“

„Wenn ich mich denn selbst weiterbringen könnte, ja.“

„Nun also.“

„Ich habe es mir auch schon überlegt, aber ich habe keine Verbindungen, ich müsste sie mir erst schaffen.“

„Das werden Sie schon.“

Sie sprach bei aller Sanftmut seltsam bestimmt, es wirkte suggestiv auf mich. Ich beobachtete sie, wie sie nun ruhig weiterarbeitete, und begriff nicht, dass sie mir nicht früher aufgefallen war, denn sie war sehr schön, sie hatte ein tragisches Gesicht, es erinnerte an die Feuerbach-Frauen. Aber ihr Körper war zart und kraftlos. Ich bemerkte bald, dass sie leidend war, sie hustete viel, suchte es aber zu verbergen. Nach Schluss der Arbeitszeit war sie ganz erschöpft. Sie heißt

Ellen Rohr und wohnt hier in Berlin mit ihrer Mutter. „Sie hat mich gebeten, sie zu besuchen. Sie malte früher in einem andern Atelier, ist erst seit ein paar Wochen hier. Sie ist sehr begabt, kann aber immer nur mit Unterbrechung arbeiten.

Ich arbeite jetzt nicht mehr so stumpfsinnig, schau mich ein bisschen um. Ellen hat ganz recht, wenn sie es mir anbefiehlt. —

Da sind Mädchen, die treiben einen Kult, beten den Professor an. Korrektur ist ihnen eine „heilige Handlung“, die er „zelebriert“. Sein Privatatelier das „Allerheiligste“. Der arme Professor! Viele gegen einen! Er ist ganz wehrlos. Und dabei ist er so gar nicht interessant! Sie bilden eine Sekte: „Kunst-Azteken“. Aber es ist ihnen gar nicht um die Kunst zu tun, Anbetungsbedürfnis ist es. „Ausfüllen der Pausen“ nennt es Ellen. — Neulich sagte sie zu mir: „Ich bin ganz krank, habe nur noch kurze Zeit zu leben, aber ich möchte es vergessen, und ich versuche, mich selbst zu täuschen.“

Ich wollte es ihr ausreden, da lächelte sie in einer Weise, die mich gleich still sein ließ. —

Es ist da noch eine andre Sorte Mädchen, viel Talent unter ihnen. Sie scheinen mit Terpentintin statt mit Milch aufgezogen. Alles beziehen sie auf ihre Tätigkeit, das handwerksmäßige steht im Vordergrund. Werde ich einmal so sein? Ich glaube nicht, hoffe es nicht. Ich bin nicht nüchtern genug, vielleicht ist es ein Fehler: ich kann mich nicht konzentrieren. —

Ellen führte mich neulich bei den „Funken“ ein, einer literarischen Gesellschaft, oder besser: einem Gemisch von Individuen, die irgendwie oder was schreiben. Sie fand das zweckmäßig für mich. Als ich mich zuerst nicht recht hineintraute, gab sie mir einen kleinen Stoß, so dass ich mitten in die Gesellschaft flog. Sie sagte dabei: „Das ist Ruth Weber.“ Die Jünglinge und Mädchen, die da herumsaßen, nahmen weiter keine Notiz von mir, als dass sie ein paar zu lang ausgestreckte Beine zurückzogen und ihre Gläser oder

Tassen festhielten Als sie sahen, wie harmlos ich war, streckten sie ihre Beine wieder aus und ließen Tassen und Gläser los. Ich hielt mich krampfhaft an Ellen, in einem peinlichen Gefühl des Überflüssigseins. Sie machte mich dann mit ein paar Leuten bekannt, von denen einer fragte: „Tragen Sie heute vor?“ und sich mir gleich anschloss, als er hörte, dass ich heute und überhaupt nicht vortrage. „Sie malt,“ sagte Ellen. „Und wie!“ Ich wollte abwehren, doch der Herr sagte mit einer beschwichtigenden Geste: „Wir sind hier alle Genies.“ Er sprach dann nur über Rodeln und Skifahren. Ich fragte, was er sonst noch betriebe. „Ich lege alle vier bis fünf Monate ein Viertelpfund Lyrik beiseite.“ Unser Gespräch wurde unterbrochen durch den Vortrag einer jungen Dame. Sie las eine Skizze, die ich nicht verstand, die aber „fabelhaft“ gewesen sein soll. Sie spielte im Paradies, aber die Handelnden hießen nicht Adam und Eva, sondern ganz anders, und es war eine sonderbare Verquickung von Bibel

und Tauentzienstraße. Wie gesagt, ich verstand es nicht. Die Dame war ziemlich jung, hatte hübsches dunkles Haar und trug eine kümmerliche weiße Bluse zu einem Rock, der früher wohl mal ein vollständiges Kleid gewesen“ sein mochte. Das traurigste an ihr waren ein Paar ganz vertragene braune Glacéhandschuhe, sie sollten „Feierlichkeit“ markieren. Sie ging, nachdem sie vorgelesen hatte, gleich fort. „Ich muss noch Stunde geben,“ sagte sie.

Es sang nun ein junger Mann zur Laute. „Arabisches Liebeslied“ meldete er es an. Er sang mehrere Lieder derselben Art, bis aus irgendeiner Ecke jemand rief: „Hier ist doch kein Schlafwagen.“ Da zog er gekränkt ins Nebenzimmer. Wieder trat ein junger Mann vor, ganz jung, mit einem blassen, verlebten Gesicht und perfidem Lächeln. Er las, wie er selbst ankündigte, „Lyrik“. Es waren gereimte Nichtswürdigkeiten. Als er eine Pause machte, sagte jemand: „Bitte, hören Sie auf!“ Er sagte es

ganz ruhig mit schöner, kühler Stimme. Ich wandte mich um: ein junger Herr stand im Türrahmen des Nebenzimmers. Er hatte blaue, mandelförmig geschnittene Augen, die gleich auffielen, und dunkles Haar. Sein Mund war schmal, und das Kinn sprang ein wenig vor, was dem weichen Ausdruck der oberen Hälfte des Gesichts zu guter Letzt noch einen Zug von Energie gab. Er war schmal, aber sehr gut gewachsen. Seine Kleidung korrekt. Er hatte ganz ruhig gesprochen, und der Vortragende, der im Begriff war, auf ihn loszufahren, hielt ein, wie abgeprallt an seiner Kälte, und murmelte etwas von Banausen, die lieber wo anders hingehen sollten. Aber er las nicht weiter. Es bildeten sich im Umsehen zwei Gruppen um die Parteien. Der Herr blieb ruhig im Türrahmen stehen und lachte. Ellen nickte ihm zu, da drängte er die anderen beiseite, kam zu ihr und küsste ihr die Hand. „Dies ist meine Freundin Ruth Weber,“ sagte sie, indem sie mich vorschob.

Sie hatte schon den ganzen Abend über, aus Sorge, dass man meinen Namen überhören und von meiner Person nicht genügend Notiz nehmen könnte, immer nur meinen und nicht die Namen der anderen genannt. Anstatt mir nun den Herrn ordnungsgemäß vorzustellen, sagte sie wieder nur: „Dies ist Ruth Weber,“ gerade als sei ich ein Kind, das zum ersten Mal in die Gesellschaft Erwachsener kommt. Dann sprach sie lebhaft auf ihn ein, und ich hörte dabei, dass er aus Wien komme und nun wieder einige Zeit in Berlin bleiben wolle. Dann wurde Ellen von einem anderen Herrn begrüßt, der im Nebenzimmer gesessen hatte, und der junge Wiener wandte sich zu mir. Als er mich ein wenig scharf ansah mit seinen hellen und dabei mandelförmig geschnittenen Augen, die eigentlich nicht so recht in das Gesicht passten, wurde ich rot, und als ich es fühlte, errötete ich aus Ärger darüber noch mehr.

„Ach, lassen Sie doch, es ist hübsch!“ sagte er.

„Gestatten Sie übrigens, dass ich mich vor-

stelle. Und er murmelte einen Namens den ich nicht verstand. Er sah mich dann wieder in einer sonderbaren Weise an; es hatte nichts Verletzendes, und dennoch fühlte ich mich geniert, da es mir schien, als wolle er mich nach irgendeiner Richtung hin abschätzen. Ich wurde wieder rot und als sein Gesichtsausdruck es mir bestätigte, sagte ich ein bisschen ärgerlich: „Wenn Sie sich jedes Mal über mein Rotwerden amüsieren wollen, kommen Sie aus dem Amusement nicht heraus. Es ist mir nun mal so eigen, ich schätze es selbst nicht, aber ich kann nichts dafür.“ Da nahm er ganz ruhig meine Hand, wie ein Arzt, der den Puls fühlt: „Bitte, nicht ärgern! Schauen Sie, ich komme so selten mit Damen zusammen, die rot werden.“

Das lautete ein bisschen nach Renommage, und es ärgerte mich, es fiel aus seinem Stil. Aber ich kam bald darüber hinweg, denn nun sprach er einfach und ungezwungen von allem möglichen, in einem lustig-vertrauten Ton, Es war mir, als

ob ich ihn schon lange kenne. Nichts Fremdes war mehr zwischen uns.

Es war mit der Zeit noch voller geworden, man saß eng beisammen. Alles rauchte. Seltsame Getränke wurden genommen. Die Stimmung war mir neu und fesselte mich. Es wurde immer lebhafter. Einige von den Herren stritten laut und heftig. Nach einiger Zeit rief es: „Florian, lesen Sie doch auch etwas!“ Ich hörte nicht weiter darauf, weil mich dieser Florian nicht interessierte. Dann merkte ich, dass es der Wiener war. „Ich hab nichts da,“ sagte er kurz und wandte sich mir wieder zu. „Ausrede!“ rief es von drüben. — „Heißen Sie wirklich Florian?“ fragte ich. „Ja, leider. Ich muss für die Geschmacklosigkeit eines Urgroßvaters büßen, der meinen Großvater so nannte. Wie heißen Sie?“ fragte er mich schnell. — „Ruth.“ — „Hübsch, aber es passt nicht auf Sie. Sie müssten, wenn es schon biblisch sein soll, Judith heißen.“ — „Judith, ich?! Ich schlage keinem Holofernes den Kopf ab.“ —

„Aber vielleicht verdrehen Sie ihn ihm. Entschuldigen Sie, ich pflege derartige Witze nur selten zu machen, außerdem passt Judith auch wirklich nicht zu Ihnen. Ich weiß noch nicht, wie ich Sie nennen würde, vielleicht später.“ Ich sagte: „Als Kind interessierte ich mich sehr für die Geschichte meiner biblischen Namensschwester. Sie tat mir außerordentlich leid, weil sie den Boas heiraten musste. Ich nannte ihn „den alten Herrn Boas“, denn er war für mich gleichbedeutend mit einem alten Sonderling gleichen Namens, der in unserer Stadt wohnte. — —

Wie wir so im Gespräch waren, trat ein junges Mädchen mit einem Urwald von Haaren und einer feurigen Bluse zu uns, legte ihm die Hand auf den Arm und sagte: „Florian, sei nicht so stumpfsinnig, komm herüber und gib zweihundert Mark zur Gründung, wir machen ein Kabarett auf, „Teufel noch mal!“ soll’s heißen.“

Er nahm ihre Hand von seinem Arm, hielt sie fest, drehte ein wenig daran herum und sagte:

„N . . . ein.“ Ganz langsam und gedehnt und ohne etwas hinzuzufügen „Dann nicht, mein Lieber!“ Sie gab ihm einen derben Schlag auf den Rücken und ging zur Gruppe zurück.

Ihr Benehmen passte nicht zu seiner Erscheinung, und ich fragte: „Wer ist denn das?“

„Lisl Schreck.“

„Und was kann sie?“

„Aber muss denn jeder was können?“

Er sagte das etwas überlegen, und ich ärgerte mich wieder, denn ich fühlte mich auf den Mund geschlagen. Er entschuldigte sich dann, er müsse dort drüben einmal nachsehen. Ich fühlte mich dadurch verletzt, grundlos, wie ich jetzt gern zugebe, denn er war nicht verpflichtet, den ganzen Abend bei mir zu bleiben. Aber ich weiß nicht, es war mir unangenehm, dass er mich dieses Mädchens wegen verließ. Dann kam Ellen und fragte, ob ich mit nach Hause ginge, sie fühle sich nicht gut. Man wollte sie nicht fortlassen, sie schien sehr beliebt zu sein. Als sie nicht bleiben wollte, boten

sich gleich zwei Herren zur Begleitung an. Der eine, Erwin Bond, soll ein sehr begabter Dramatiker sein, beinahe schon aufgeführt. Der andere war ein junger Pianist, Breitenbach. Als wir eben im Begriff waren zu gehen, stürzte Florian aus dem Nebenzimmer, nahm seinen Hut und schloss sich uns ohne weiteres an. Gleich hinter ihm her kam Lisl Schreck. „Ich geh auch mit!“ rief sie und fuhr in ein Pelzjackett, das an der Türklinke hing. So gingen wir in größerer Gesellschaft. Vor dem Café reichte Florian mir die Hand. „Gehen Sie nicht mit?“ fragte ich und ärgerte mich zugleich über die Frage, da sie ihn ein besonderes Interesse vermuten lassen konnte. „Ich kann leider nicht, ich muss Fräulein Schreck nach Haus bringen. Aber wir werden uns ja wiedersehen.“ „Wir gehn doch noch weiter?“ fragte Lisl Schreck. „Nein, wenn du mir nicht nachgelaufen wärst, hätt’ ich die Damen nach Hause begleitet und dich dann abgeholt. So kann ich dich auch gleich nach Haus bringen.“

„Unausstehlich fad bist du wieder!“ sagte Lisl, und dann gingen sie. Ellen war mit Erwin Bond schon vorausgegangen, während der junge Breitenbach auf mich wartete. Er erzählte mir unterwegs, dass er übermorgen ein Konzert gäbe, dass der Beethovensaal so sehr groß sei und so wenige Leute sich ernsthaft für Musik interessierten. Dann bot er mir ein Freibillett an oder lieber zwei, falls ich nicht gern allein ginge. Ich meinte, vielleicht würde Ellen mit mir gehen. „O, sie hat schon fünf Karten!“ Ich fragte dann nach dem Programm. „Bach, Beethoven, kleine Sachen von Schubert und — er zögerte ein bisschen — Eigenes.“

„Ah.“

„Ja, es klingt in dem Zusammenhang vielleicht überhebend.“

Ich beruhigte ihn.

„Es sind frühere Kompositionen, ganz frühe sogar, ich habe sie schon als Kind geschrieben, als Dreizehnjähriger. Ich habe seitdem nichts mehr geschrieben, was besser wäre.“

Wie das käme, meinte ich.

„Man verflacht, das Treibende fehlt oder die Illusion. Man verzettelt sich. Als Kind hat man eine beschränkte Welt, keine Zersplitterung. Man lernt Französisch, Englisch, Weltgeschichte, Geographie. Fertig. Alles übrige gehört der Musik. Alle Gefühle, Kräfte. Gewiss, man hat auch andere Interessen: Automobile, Luftschiffe. Man will herumtoben, mit anderen Kindern spielen. Man tut es auch. Und dennoch: die Leidenschaften fehlen, die Frauen fehlen. Man konzentriert sich auf seine kleine Welt, und die Kräfte reichen hin. Wo bleiben unsere Kräfte?!“
— Er war ganz erregt. Ellen sagte mir nachher, dass er ein unglückliches Verhältnis mit einer Frau hat, das ihn aufreibt. Als wir uns an meiner Haustür verabschiedeten, hatte ich zehn Eintrittskarten in der Hand. Er wollte sie mir lieber gleich geben, vielleicht könnte ich sie morgen im Atelier unterbringen, natürlich als Freikarten. Ellen meinte beim Gutenachtsagen, sie würde wohl morgen im

Bett bleiben, ich solle vor dem Nachmittagsakt mal vorkommen. Sie sah elend aus. Ich hatte große Angst um sie. —

Ich möchte auch schreiben können! Ich kann mich beim Malen nicht genug ausgeben. Der Professor meint, ich wäre sehr begabt, aber ich müsste mich mehr konzentrieren. Er rät mir, im Sommer zu landschaftern. Er war riesig nett, hat mir auch eine Schülerin verschafft; er selbst will sie nicht nehmen, weil sie zu verspielt ist. Das hat er mir ganz ehrlich gesagt. Na, bei mir hat das weiter nichts auf sich. Sie zahlt drei Mark für die Stunde, da kann sie meinerwegen Landschaften auf Filzpantoffel malen. —

Gestern war Florian bei Ellen. Wir saßen an ihrem Bett. Er hatte versprochen, ihr etwas vorzulesen. Als ich kam, war er schon dabei, hörte aber gleich auf. „Das ist nur für Fräulein Ellen.“

„Wieso?“

„Das kann ich Ihnen nicht erklären.“

„Er liebt mich nämlich,“ sagte Ellen.

Sie sagte es lustig, sich selbst ironisierend. Ich glaube, sie liebt ihn und sieht das hoffnungslose ein. Es ist zu traurig. So ein Geschöpf wie sie!

„Aber es werden doch nicht lauter Geständnisse sein,“ bemerkte ich.

„Es ist ein Essay über Landschaft in der Literatur.“

„Da bin ich entwaffnet. Aber sagen Sie, Herr Florian . . . entschuldigen Sie, aber ich weiß Ihren anderen Namen nicht, Sie schreiben doch auch Lyrik?“

„Bitte, sagen Sie immer Florian zu mir, aber fragen Sie nicht nach meiner Lyrik!“ Er machte ein arrogantes Gesicht, und Ellen lachte so, dass sie husten musste. Da wurden wir anderen ernst und sahen uns an. Sein Gesicht war wieder hübsch und sympathisch.

„Florian Graf Simpach,“ stellte Ellen, nachdem sie sich beruhigt hatte, feierlich-spöttisch, vor.

Der Graf verzog das Gesicht, als habe er auf

ein Pfefferkorn gebissen. „Nehmen Sie schnell 'nen Kognak!“ sagte er.

„Ja, es klingt widerwärtig historisch,“ meinte Ellen. Wir unterhielten uns noch eine Zeitlang, dann kam Ellens Mutter und machte uns ein Zeichen, dass wir gehen sollten. Florian verabschiedete sich gleich und ich nach einer Weile, damit Ellen nichts merke. Als ich hinunterkam, stand er unten und wartete auf mich.

„Sie ist der vollkommenste Mensch, den ich kenne,“ sagte er.

„Also lieben Sie sie wirklich?“ Sofort bereute ich die Frage. „Lieben?“ Er sah mich sonderbar an. „Man kann sie nur verehren. Lieben ist wohl anderer Art, übrigens halte ich nicht viel von diesem Artikel.“ — Es ist ganz sonderbar, wie er immerfort Angst vor der Sentimentalität hat, oder was ist es sonst? Jedenfalls ist er der erste Mann, der mich wirklich anzieht, ich weiß nicht, wodurch. Kultiviert ist er.

Wenn ich doch Geld hätte!

Eigentlich ist es ja gleich, ob man das Theater von oben herunter oder von unten herauf genießt. Aber es muss doch hübsch sein, Parkettfauteuil zu sitzen.

Man hält mich hier immer für sehr glücklich. Warum? Weil ich meine Melancholien nicht vor die Tür hänge, weil ich von einer gelassenen Fröhlichkeit bin. Weil ich aussehe wie ein junges Mädchen, dem es gut geht. Aber es geht mir nicht gut. Ich werde nie so frei werden, um mein Leben vollkommen in die Hand zu nehmen, damit zu machen, was ich möchte, und solange ich das nicht kann! . . .

Irgendeine Feigheit ist in mir, die das verhindert. Es ist nicht „Spießbürgertum“ oder „zu gute Kinderstube“, oder wie die Schlagworte sonst heißen. Was fürchte ich? Wen?

Neulich, in einer „Boheme“ — Aufführung — ich genoss sie ungefähr aus den Wolken herab — fiel mir plötzlich ein, dass ich eigentlich noch nie

verliebt war. Ich dachte: nicht einmal so wie die da auf der Bühne, die doch auch nicht für die Ewigkeit lieben. Bin ich zu kühl oder fehlt es mir ganz einfach an Material? — Ich hab zuweilen eine Sehnsucht nach Liebe, ganz einfach nach Liebe an sich, ohne Zielpunkt. Ich möchte mal mit Ellen darüber sprechen, aber ich geniere mich. Sie ist so abgeklärt, fertig. Ich glaube, es kommt von ihrer Krankheit. Ich weiß nun, dass sie schwer lungenkrank ist.

Eine meiner Mitschülerinnen zu Haus hatte ein Buch: „Erkenne dich selbst“; darin musste man alles Mögliche eintragen, Lieblingsfarbe, Lieblingsbuch und so weiter. Und dann: seine Ansicht über Glück. Ich schrieb: „Meine Ansicht über Glück? Auf der Chaiselongue liegen, Ananasschokolade essen, Zigaretten rauchen und auf Abenteuer warten.“

Wir haben das Buch später in einer Gesellschaft mal aus Spaß vorgelesen und uns sehr darüber amüsiert. Was hab ich mir nur damals

unter „Abenteuer“ vorgestellt? Ich war ein Kind von dreizehn Jahren. Mit sechzehn dachte ich, Glück ist: Mann und Kinder, eine schöne Wohnung, hübsche Kleider, gutes Leben. Größere Ambitionen hatte ich nicht.

Dann kam der „Traum vom Künstlertum“.

Träume sind so dekorativ! Manchmal haben sie Stil, aber meistens sind sie doch geschmacklos.

Ellen hatte heute einen Blutsturz. Ich war dabei, habe es mit angesehen. Es war mir, als ob ein Teil meines Lebens mit dahinfließe. Es ist auch etwas Wahres daran, denn wenn Ellen — nein ich darf es nicht ausdenken —

Ellen ist wieder etwas wohler, nächste Woche reist sie mit ihrer Mutter nach Arco. —

Gestern holte mich Florian zum Spazierengehen ab. Wir haben uns benommen wie zwei Pensionsmädchen, hinter denen die Vorsteherin geht. Wie im Rahmen sind wir gegangen. Ganz zuletzt wurde es vergnügter, aber erst vor der

Haustür wurde es ganz vergnügt. Er erzählte mir die Geschichte dieser Lisl Schreck. Sie ist die Freundin eines Freundes von ihm, der verreist ist und ihn gebeten hat, etwas acht auf sie zu geben. Sie besucht die Theaterschule. Der Freund hält sie für eine heilige Unschuld, Florian tat das zuerst auch, und so lange hat er ihren Tugendwart gespielt. Als er dann merkte, dass nichts zu bewachen war, hat er den Posten aufgegeben. Er erzählte es mir hübsch und lustig. —“

Ich habe inzwischen eine wundervolle Erzählung von Florian gelesen. Morgen besucht er mich zu Tee und Skizzen; er versteht was vom Malen.“ —

Hier endeten die Aufzeichnungen. Trotz alles Suchens fand Doktor Wyls keine Fortsetzung. So oft er auch die Blätter durch die Finger gleiten ließ, immer blieben es dieselben, nichts Neues fand sich hinzu. Es machte ihn ganz traurig, dass die Geschichte dieses Lebens ihm weiterhin verschlossen bleiben sollte. Vielleicht gab es keine

Geschichte, fanden sich keine Geschehnisse in diesem jungen Dasein, außer denen des Alltags.

Doktor Wyls versuchte sich das Leben Ruths weiter auszumalen, aber sie war ihm zu fremd, ihre Schicksale waren ihm zu unbekannt. Er wusste wohl, dass sie sich, außer in Berlin, noch in Wien und München aufgehalten hatte, darauf angewiesen, ihren Unterhalt selbst zu verdienen, wenn sie ihr Studium nicht unterbrechen wollte. Ihre Mutter und ihre Schwestern hatten ihm allerlei von ihr erzählt, nichts Wesentliches, nichts, das zu einem Lebensbild, einer Wesenszeichnung beigetragen hätte. Sie hielten sich an kleine Tatsächlichkeiten, nannten Daten, gaben Aufenthaltsdauer und Zeitraum an, sprachen von „Ruths Kreis“ und wussten im Grunde so wenig, dass es ihn, den Fremden, fast peinlich berührte. Von dem, was zwischen den Zeilen dieses Daseins geklungen haben mochte, wussten sie nichts. Die begleitende Melodie, der Rhythmus dieser jungen Tage, war ihnen fremd, fern, unbekannt; belang-

los wie all das, was nicht in den Rahmen eines bürgerlichen Lebens gefasst war. —

Und dann kam Doktor Wyls ein kleines blaues Heftchen in die Hand, wie Kinder sie in der Schule zum Notieren der Aufgaben benutzen oder Hausfrauen zum Aufschreiben des Wirtschaftsgeldes. Und es standen auch zu Anfang, sauber gebucht, zwischen vorgedruckten roten Streifen, Ausgaben darin an Handschuhen, Wäsche, Modellgeld, an Wurst, Tee, Theaterplätzen und Fahrgeld. Ausgaben, die ihm ein leises Mitleid erregten, am meisten die für die Kunst, die sie immer nur vom Stehplatz oder letzten Rang aus genossen hatte.

Erst jetzt beim Durchlesen dieser intimen Notizen fiel es Doktor Wyls ein, dass er kein Recht habe, in die geistige Hinterlassenschaft Ruths Einblick zu nehmen, aber er beruhigte sich in dem Gedanken, dass er ja niemandem auf der Welt damit zu naheetrete.

Zwischen der knappen Buchung von Aus-

gaben standen hier und da kleine Notizen, die ein kurzes, scharfes Licht auf die ganze Existenz warfen, wie etwa: zwei Mark zurück, das Billett wieder verkauft, weil Geld zu knapp.

Oh, Doktor Wyls kannte diese Eintragungen, er kannte die ganze Art einer solchen Lebensführung, sie brachte ihm Ruth noch näher.

Am nächsten Tage nach Schulschluss begab er sich wieder an die Durchsicht der Studien. Es fanden sich nun Mappen mit losen Skizzen, Skizzenbücher in grauer Leinwand, Hefte aus farbiger Pappe, auf die kleine Federzeichnungen geklebt waren, sonderbare, phantastische Bilder. Ganz klein gehalten, waren sie oft voll üppiger Stimmung. Einige schienen als Exlibris verwendet zu sein, aber meist waren es Bilderentwürfe, Kompositionen. Eins nahm ihn besonders gefangen: Zwei Mädchen saßen, ein wenig voneinander getrennt, auf einem Sofa, über dessen Lehne sich zwischen ihnen hindurch ein junger nackter Mann lehnte. Man wusste nicht,

zu welcher von beiden er sich wenden würde; es war ein Suchen in seiner Haltung, während die Mädchen ruhig abwartend dasaßen. Darunter stand: „Der Gebieter“. Dann ein andres: „Der Engelraub“. Herren im Frack, die durch einen Schleier von Wolken Engel zu sich herabrissen. Und noch ein Bild: „Der Einsatz“. Würfelnde Frauen um ein schönes nacktes Kind, das von einem Teufel gewartet wird. Doktor Wyls musste sich immer wieder klarmachen, dass ein junges Mädchen mit einem kindlichen Mund diese Zeichnungen geschaffen hatte. Dann fanden sich noch köstliche Kinderstudien, ein großes Skizzenbuch war ganz mit ihnen gefüllt. Händchen und Füßchen in den grotesken Haltungen der Kleinsten, Gesichter, die eben das Weinen überwunden hatten, lächelnde, schlafende Kinder. Das Kind in all seinen Lieblichkeiten und Unarten, das Kind an sich.

Er war nun bis auf den Grund der umfangreichen Kiste gekommen. In der einen Ecke lag

nur noch ein kleines Skizzenbuch. Er nahm es heraus, um es noch schnell zu durchblättern, denn er musste aufhören, ein Stoß Hefte wartete auf Korrektur. Als er das festverknötete Leinenband gelöst hatte, fielen Briefe heraus, in drei flache Päckchen zusammengebunden. Ohne sich weiter etwas dabei zu denken, begann Doktor Wyls die Briefe zu lesen, die wechselweise geordnet waren, Die Korrekturen vergaß er darüber.

Wien, im April 19 . .

Lieber Florian!

Ich sehe Deine Augen rund werden, und ich höre Dich — nein, als wohlerzogener Wiener wirst Du nicht „Nanu“ sagen, höchstens als augenblicklicher Berliner. Tue und sage, was Du willst, aber lies! Wir hörten lange nichts mehr voneinander. Was mich heute veranlasst, Dir zu schreiben? Ich las wieder einmal den Briefwechsel berühmter Freunde. Nun also: Du glaubst doch an Deine große Zukunft. Du brauchst

hierauf nicht zu antworten, ich weiß es. Ebenso glaube ich an die meine. Wir sind sozusagen zwei „Hoffnungen“. Und nun komme ich zum Kern meiner heutigen Schale: Was nützt der Welt unsere spätere Berühmtheit, wenn sie unsern Werdegang nicht in einem Briefwechsel nachlesen kann! Wollen wir also gemeinsam diesen Werdegang in einigen Buch Papier niederlegen? Sollen wir den nächsten zwei Generationen — Du siehst, wie bescheiden ich immer noch bin — diesen geistigen Austausch stiften? Sollen wir unsern Kindern und Enkeln diese Mitgift vorbereiten? Ich schlage Dir vor, diese Briefe etwa unter dem Titel „Freundschaftsbriefe aus dem zwanzigsten Jahrhundert“ zehn Jahre nach unserm Tod erscheinen zu lassen. — Sonst geht's mir gut. Ich hab hier eine fidele Zeit, mache beinahe jeden Tag Ausflüge in den „Wiener Wald“ mit netten Leuten. Wien ist — bis jetzt — die einzige Stadt, in der ich mich nicht deplatziert fühle. Die Sprengwagen sind hier nicht so gut wie in Berlin, sie

geben eine zu große Brause; auch finde ich die Plakatzäune wenig hübsch. Aber sonst! . . .

Es grüßt Dich in steter, wenn auch unterbrochener Freundschaft

Deine Ruth Weber.

Woher ich weiß, dass Du in Berlin bist?
 Szene: eine Telefonzelle. Personen: die Stimme eines herrschaftlichen Dieners und die meine. „Graf Florian zu sprechen?“ — „Der Herr Graf sind in Berlin“ und so weiter. — Tiefe Enttäuschung. Schluss.

Berlin, 28. 4. 19 . .

Liebe Ruth!

Du solltest keinen „Heurigen“ trinken, Norddeutsche vertragen ihn nicht gut. Oder sollte Wien im Allgemeinen so schlecht auf Dich einwirken? Es täte mir leid um euch beide: um Wien, weil ich es liebe und es mich kränkt, wenn es Schaden anrichtet; um Dich, weil ich Dich einmal ein Vierteljahr meines Lebens geliebt habe.

Jetzt kann ich es Dir ja eingestehen. Sei nicht böse — aber Du warst der gute Kognak nach der langen Speisenfolge süßer Gerichte, die mir unter den Marken „Mizzi“, „Lolo“ und so weiter bisher serviert worden waren. — Das mit dem Briefwechsel war ein ganz netter Scherz, ich wäre beinah darauf hereingefallen, aber Du siehst, nur „beinah“. —

Also mach ferner tägliche Landpartien mit netten Leuten und schick wirklich mal wieder eine Karte, sie darf sogar ohne Ansicht sein. —

Was machen übrigens Deine Pinsel, haben sie Ferien? Und wozu bist Du eigentlich in Wien?

Es grüßt Dich herzlich Dein ununterbrochener Freund

Florian.

Deine Enttäuschung hat mir wohlgetan.

Wien, im Mai.

Lieber Florl!

Warum bist Du nicht ganz darauf hereingefallen?! Übrigens darfst Du mir eine längere

Ansichtskarte in Briefform schicken und mir darauf erzählen, was Du jetzt eigentlich in Berlin treibst. Meine Pinsel lassen für Dein gütiges Interesse bestens danken und Dir sagen, dass ihre Benutzerin kein Talent zum Malen hatte. Dafür kunstgewerblert sie jetzt und darum ist sie in Wien.

Viele Grüße von Ruth.

Besten Dank auch noch für den „Kognak“, es ehrt mich.

Liebe Ruth!

Sonderbar, dass man zwei Jahre lang nichts mehr voneinander gehört hat, an wem lag das eigentlich?

Mit besten Grüßen Florian.

Wien, immer noch im Frühling.

Lieber Florl!

Dieses Wien! Dieser Mai! Und dieses Wien in diesem Mai! Ganz „sentimentalische“ Anwendungen bekomm ich. Ich! Ich weiß noch:

damals, als wir uns zuerst trafen bei den „Funken“, erzähltest Du mir so viel von Wien. Ich war aber grad in einer Berlin-Begeisterung und lachte Dich aus. Du wurdest wütend und wolltest Dich beleidigt zurückziehen Dann tatest Du es doch nicht, weil ich „zu lustig“ war. Ich wäre der erste „vollkommen lustige Mensch“, der Dir über den Weg gelaufen sei, sagtest Du. Da wurde ich ein bisschen verstimmt. Ich fühlte mich als Clown und wollte doch so gern ernst genommen werden. Pfui, dachte ich, jetzt läufst du mit einem Stempel herum: „vollkommen lustig“. — Na, das ist längst überwunden. Wie dumm war man noch vor zwei Jahren! — Ist aus den „Funken“ eigentlich irgendein literarisches Licht hervorgesprungen, oder sind sie alle in der Asche ihrer Talentlosigkeit selig entschlafen? Ein Gutes haben sie doch fertiggebracht: dass wir uns getroffen haben. Das war doch was Nettes, nicht? Oder denkst Du anders? — Servus! Ich geh in den Wurstlprater. Das letzte Mal hab ich drei

Schießauszeichnungen bekommen. Heini Merkl sagt zwar, es wird bei Damen gemogelt, aber der Merkl ist bloß neidisch, weil er selbst nie trifft. Ich will auch im Hippodrom reiten; wir gehen zu sechsen hin, da geniert's nicht so, wenn ein paar vom Pferd fallen.

Du, ich schreib ein Schauspiel!

Tausend Grüße

Ruth.

Liebe Ruth!

Gewiss ist es hübsch, dass wir uns kennenlernten. Erzähl mir doch gelegentlich, mit wem Du dort umgehst.

Das mit Deinem Schauspiel glaub ich natürlich nicht, aber Du hattest früher einmal Anlage für Schüttelreime.

Übrigens, ich schreibe wirklich ein Schauspiel und bin stark beschäftigt.

Herzlichst

Dein ununterbrochener Freund

Florian

Lieber Ununterbrochener!

Du solltest mich nicht unterschätzen!
 Warum soll ich kein Drama schreiben können?!
 Es braucht ja deshalb noch kein gutes zu sein.
 Vorläufig interessiert mich allerdings alles andere
 mehr! Ich komme mir vor wie ein Goldfisch —
 leider bin ich keiner —, der aus einem kleinen
 Bassin, in — dem er sich fortwährend die Nase
 am Glas stieß, in einen großen Teich gesetzt
 worden ist. — Ich kenne schon fast die ganze
 Umgebung. Meine Vasen und Gläser reichen
 nicht für all die Blumen des Wiener Waldes.
 Schreib mir bald wieder!

Viele Grüße!

Ruth.

Übrigens, es geht nichts über den Wurschl-
 prater! Heini Merkl sagte, ich sitz fesch zu Pferd,
 als wir im Hippodrom ritten. Ich hab immer
 gewusst, dass ich Talent zum Zirkus hab. Gott,
 wenn ich doch nur wüsst, wozu ich wirklich
 Talent hab! Hela Bäumer ist vom Pferd gefallen,
 dafür kann sie aber sehr fein Tapeten ent-

werfen, was mir gar nicht liegt. Ich kann keine Muster zeichnen, die sich wiederholen.

Gruß.

Ruth.

Liebe Ruth!

Amüsiere Dich, so gut Du kannst, ich tu es auch, nur kann ich es leider nicht so gut. Schreib mir nur immer; es ist erfreulich, von einer jungen Dame Briefe zu bekommen, von der man weiß, dass sie hübsch ist, sich geschmackvoll — bis auf kleine Entgleisungen — anzieht und die auch sonst angenehme Qualitäten hat, die man früher mit „Herz und Gemüt“ bezeichnete.

Also auf bald!

Herzlichst

Dein Florian

Lieber Florl!

Danke schön für „Herz und Gemüt“! Dass Du mir so ganz und gar das Gehirn absprichst, macht nichts. Dein Verschweigen bestätigt mir sein Vorhandensein.

Gruß!

Ruth.

Berlin.

O Ruth!

Ich wollte, ich hätte Dein leichtes Blut!
Oder Deine Schwungkraft oder was es sonst ist.
Du bist wie auf Spiralen. Ich aber klebe an der
Materie. Ich bin den seligen „Funken“ dankbar für
die — beinah hätt' ich jetzt einen Witz gemacht
und gesagt: die „Flamme“, die aus ihnen für mich
hervorgegangen ist. Aber das stimmt ja nicht. Und
wenn ich Dich auch wirklich ein Vierteljahr
meines Lebens geliebt habe! Fürchte keine
poetischen Vergleiche von „Licht und Sonne“
oder Ähnlichem, so was liegt mir nicht. Du warst
damals für mich „das Mädchen“, das erste dieser
Art, und Du wirst es bleiben. Ich bestätige Dir
auch Dein vorhandenes Gehirn. Du hast mehr als
das: Grazie. Aber ich fürchte ein wenig für Dich.
Vielleicht, dass die Spiralen Dich doch einmal in
eine Atmosphäre schnellen, die nicht gut für Dich
ist. Wie wohnst Du eigentlich? Abgesehen von
Straße und Hausnummer, bei wem?

Es ist in Wien nicht so leicht zu „wohnen“, wenn man fremd ist und eine junge Dame. Und durch wen bist Du eigentlich auf die Idee „Wien“ gekommen? Ganz von selbst? Denke nicht, dass ich Dein Gehirn wieder herabsetzen will, aber schreib es mir gelegentlich. Adieu, ich muss schnell schließen.

Gruß!

Dein Freund F.

Lieber Freund F.!

Deine plötzliche Besorgnis um mich zu beiseitigen, sei Dir hiermit gesagt: Ich wohne höchst solid bei einer „gnädigen Frau“. Das heißt, sie lässt sich so nennen, ist es aber nicht. O nein, besonders wenn ich abends nach zehn heimkomme, was sie doch gar nix angeht, da ich ja das Sperrsechserl zu zahlen hab. Sonst ist die gnädige Frau sehr uninteressant. Desto interessanter ist der „Trottl“, den ich Dir hiermit vorstelle. Denke Dir einen Seehund, der aus den Namen „Ylona“ hört; natürlich wird er nur

Loni genannt. Ein Mittelding zwischen Seehund, Mensch und Idiot, das dem verfehlten Beruf eines „Mädchen für alles“ nachgeht. Ein Wesen, das sozusagen nur in der Anlage vorhanden ist, eine Skizze, eine sehr flüchtige, halb verpatzte Skizze. Alles ist skizzenhaft: Gestalt, Gehirn, nur die Füße nicht. Bitte, die Füße! Sie sind mit Sorgfalt und Liebe ausgeführt, das ganze schöpferische Wollen — nicht Wohlwollen — hat sich auf diese Füße konzentriert. Wenn der Trottl nicht so wahnsinnig gutmütige Augen hätte, ich würd ihm wahrhaftig schon manche „Watschen“ verabreicht haben. So kommt er aber immer noch knapp davor her. Neulich läuft er mit nackten Füßen durchs Zimmer. Ich warne: Trottl — nein, ich gab ihm die ihm rechtmäßig zustehende Abkürzung — also: „Loni, Sie werden noch so lange barfuß herumlaufen, bis sie sich eine Nadel in den Fuß treten!“ — Nach zwei Tagen hatte sie sie drin. „Aber es is keine von die feinen, vom

Freil'n," entschuldigte sie sich. — Einmal schenkte ich ihr eine farbenfrohe Krawatte, mit der sie unendlich beglückt abzog. Abends lag sie wieder in meinem Zimmer. „Loni, was heißt denn das, gefällt sie Ihnen nicht mehr?“ — „O Freil'n, wo denken S' hin, es is ja sehr eine wunderschöne Masch'n, aber ich bin halt heut in der Kirch'n g'wesen und hab so vüll über Hoffart und Ruhmsucht g'hört, dass i mein, i möcht die schöne Masch'n lieber net tragen, es wär besser für d' Söl.“ — Ich habe mich beinahe an meinem Taschentuch verschluckt. — Dass es im Leben von Trottl'n auch „Ers“ gibt, hätte ich nicht gedacht, aber ich sollte es erleben. Eines Tages finde ich einen Hausierer auf dem Vorplatz, der einen kleinen Blumengarten von Strumpf-, Schuh-, Haar- und anderen Bändern vor sich herträgt. Ich mache den Trottl leise darauf aufmerksam, dass die „Gnädige“ ihr untersagt hat, fremde Männer einzulassen. „Aber des is ja kein Fremder net, das is ja mein Schatz,“ erwidert sie laut

und freudestrahlend. Ich glaube, dass ich, was intelligentes Aussehen anlangt, in diesem Augenblick nicht sehr vom Trottl abstach. Ich sah mir den Jüngling näher an. Er war keiner mehr, ich taxierte ihn auf zwei tote Frauen; es ergab sich, dass es — drei waren. Die „Gnädige“, die im Rathausgarten spazieren gegangen, kam leider hinzu und herrschte den nimmersatten Witwer an, was er wollte. „Nur a bisserl in der Kuchel sitzen,“ meinte er bescheiden, und seine Braut fügte hinzu, dass er ein sehr reinlicher Mensch sei, aber die „Gnädige“ warf ihn hinaus. — Entschuldige diesen Trottlausbruch, nächstens erzähle ich Dir was Interessanteres. Wie geht's mit Deinem Schauspiel? Was für ein Stoff ist es?

Gruß!

Ruth.

Berlin.

Liebste Ruth!

Deine Trottlgeschichte hat mich sehr amüsiert. Du solltest viel dieser Art erleben, um es nachher

erzählen zu können. hier in Berlin ist schlechte Luft, alles riecht nach Benzin: die Straßen, die Häuser, die Menschen, die Veilchen, die Nelken, die Rosen! Bist Du schon in Mödling gewesen? Du solltest Dir auch einmal die Wachau anschauen. Eine Donaufahrt! Herrlich! In Berlin riecht alles nach Benzin! Ich glaub', auch in der Spree ist Benzin statt Wasser.

Viele Grüße

Florian.

Liebster Florl!

Es gibt auch hier Benzin, aber man setzt sich darüber hinweg. — Ich speise in einem sehr netten, alten Gasthof. Man isst gut dort, und die Kellner sind sehr freundlich. Man speist um diese Zeit im Garten: eine verdeckte Veranda, sechs offene Lauben, und mitten drin ein Fleck, wo man „auch“ sitzen kann. Da mache ich nun so meine Beobachtungen. Zunächst kommt der „Pinible“. Er geht an seinen Stammplatz, bläst übers Tischtuch, auf dem ein

Paar Staubkörnchen liegen, schüttelt den Stuhl, um etwaige ihm anhaftende Atome zu entfernen, und dann erst setzt er sich. Mit zwei Fingern nimmt er die Speisekarte, die er erst gegen die Tischkante abklopft, und liest von oben nach unten und von unten nach oben. Dann trifft er seine Wahl, und alle Kellner fliegen. Der Pinible inspiziert inzwischen das Besteck und putzt es hübsch der Reihe nach mit der Serviette ab. Darauf beaugenscheinigt er den Brotkorb, dreht ihn ganz in die Runde, wendet ihn nach rechts, nach links und wählt ein Brötchen unten aus der Mitte, dessen Gegenwart man nur geahnt und nicht bemerkt hat, das also noch nicht zum Träger böser Bazillen geworden ist. Dem Glase ergeht es ähnlich wie dem Besteck. Natürlich liest der Pinible nur eine von ihm selbst mitgebrachte Zeitung. Er ist ein „hoher Unterbeamter“, und sein Spleen hat somit vollste Daseinsberechtigung. Da ist der „Nörgler“ weit schlimmer: Scheint die

Sonne freundlich in den „Garten“, möchte er lieber „drin“ serviert haben, regnet's, skandalisiert er, dass er nicht im Garten speisen kann. Gibt es „Berliner Haussuppe“, so ärgert er sich, dass sie gerade „Berliner“ genannt wird. Die gefüllte Kalbsbrust ist ihm zu fett, der Rostbraten zu mager. Von den Gemüsen kann er das eine nicht vertragen, während ihm das andere zuwider ist. Und so nörgelt er sich durchs ganze Diner. Aber das muss man ihm lassen: Verspeisen tut er doch alles mit größtem Appetit.

Der „Schöne“ tritt in die Erscheinung. Er setzt sich stets in die Veranda, dort, wo sich der Spiegel entlang zieht. Und dem Spiegel gilt sein erster Gang: Scheitel, Krawatte, Kragen, „Gilet“, allgemeiner Überblick, zufriedener Ausdruck, wohlgefälliges Lächeln, Umschau, ob auch keiner zugesehen hat und ob jemand da ist, der später seine geordnete Schönheit konstatiert. Ich tue ihm den Gefallen und schenke ihm einen bewundernden Blick. Er lächelt. Auf dieses Lächeln hin

vertiefe ich mich abweisend in einen „Spanischen Scheiterhaufen“, an dem ich mir die Zunge verbrenne. — Servus! „Warum soll ich immer lange Briefe schreiben und kurze Antworten bekommen?! Machen wir's einmal umgekehrt.

Gruß!

Ruth.

Liebe Ruth!

Also schön! Auch eine Geschichte: Mir ist ein Automobilunfall passiert: Ich steige in ein „Bedag“, fahre halb um Berlin und wie ich aussteige, bemerke ich, dass ich kein Geld bei mir habe. — Entschuldige, aber ich erleb keine Geschichten, und womit soll ich da lange Briefe füllen?

Außerdem liegt mir ein dritter Akt im Kopf. Oder vielmehr, er liegt nicht drin, sondern schwebt da noch irgendwo und will sich nicht kristallisieren.

Ich habe darüber nachgedacht, bei wem ich Dich dort einführen könnte. Bei meinem Vater hat es keinen Zweck. Er würde nichts mit Dir anzufangen wissen. Du wärst ihm zu gescheit.

Er sagt: eine Frau darf nur der Rahmen zum Mann sein. Selbständige Frauen findet er nicht fair, natürlich gebraucht er einen anderen Ausdruck. Es ist seltsam, aber es fehlt eine Generation zwischen meinem Vater und mir, er müsste mein Großvater sein. Nun, das lässt sich nicht nachholen. —

Ich wohne jetzt am Kurfürstendamm, bin also ein „Kurfürstenverdammter“. O weh, eine Entgleisung ins Berlinische. Du weißt doch, was das heißt: am Kurfürstendamm! Man zahlt für zwei Zimmer, was man sonst für sechs zahlt, und setzt Fett an. Aber sei unbesorgt, ich lasse das letztere nur die anderen tun, ich selbst bewahre meine ästhetische Schlankheit, trotz Auto und Lift. Ich laufe jeden Tag einmal rund um den Grunewald. Aber auch so würde das Fett nicht zu mir kommen; es weiß, dass es da schlecht platziert wäre. Das hat Zeit bis zur fünfhundertsten Aufführung. Mein Schauspiel wird natürlich prachtvoll!! . . .

Erzähl mir wieder was, es erlöst mich von mir selbst. Zu dumm eigentlich, dass du jetzt grade in Wien sein musst, während ich in Berlin bin!

Herzlichst

Florian.

Lieber Florian!

Dank für Deinen Brief. Ja, es ist dumm, dass ich in Wien bin und Du in Berlin! —

Der Wiener Wald ist herrlich mit seinen blühenden Wiesen!

Sie haben ein leichtes Blühen, so gut umhegt, so stark beschützt vom Wald.

Schön ist es auch, wenn man durch Wien geht, vorüber an Häusern, in denen Beethoven gelebt hat, Schubert, Grillparzer. Das sind bessere Denkmäler als Sockel mit starren Figuren, die so wenig erzählen. In Berlin gab es ja auch viele berühmte Leute, aber da hat man das Gefühl, sie sind tot, ganz tot, in Wien ist noch ein Nachklang von ihnen.

Ich bin jetzt viel in Schönbrunn, steige auf die Gloriette und freu mich der feinen Abendfarben.

Es ist wirklich schön da draußen: Natur-Kultur; ich fühle mich geradezu in einer Rokokonovelle. Schön war diese Zeit, in der es noch Abenteuer gab, gewiss sehr lustig und sehr sentimental. Ich bin auch manchmal sentimental, ich wehre mich dagegen und denke an meine Mitschülerinnen in der Heimat, die immer voll tiefster Verachtung sagten: „Hab Dich nicht so!“ Nein, ich will mich nicht so „haben“, ich will das Leben einfach nehmen oder einfach nehmen, es kommt auf eins heraus. Aber schwer wird's einem manchmal. — Neulich waren wir alle zusammen in Grinzing. Aber ich fühle mich in der Gesellschaft nicht glücklich. Einer, ganz jenseits von Kamm und Schwamm, besonders von Nagelbürste — verzeih, aber es war wirklich so —, sagte, meine tiefe Melancholie hätte ihn gleich angezogen. Ich erwiderte ihm, er habe sich wohl in der Person geirrt. Da nahm er beleidigt einen Zahnstocher und sprach den ganzen Abend kein Wort mehr mit mir. Eine von den Damen — ich glaube, sie

liebt ihn unglücklich — sagte, nach einigen vergeblichen Versuchen, ihn für sich umzustimmen: „Er ist sehr ein schenialer Mensch.“ Wirklich, sie hat es gesagt, so hat sie es gesagt. — Stutz und Heini Merkl sind die einzigen Säulen unter diesen Trümmern. Sie sind auch tadellos angezogen. Heini Merkl hat immer ein Stück „Spagat“ für mich in der Tasche, damit ich, wenn ich „grase“, wie sie mein Blumenpflücken nennen, was zum Zusammenbinden des Straußes habe. Das ist nett von ihm. Stutz brilliert. Ein kühles Funkeln geht von ihm aus, aber es ist auch ein Fonds da. Wir drei rissen schließlich aus und kehrten in das schon schläfrig werdende Wien zurück, wo ich mich wieder über das große Korsettplakat am „Allgemeinen Krankenhaus“ ärgerte. Heini Merkl sagt, der Ertrag sei für Wohlfahrtszwecke. Das versöhnte mich.

O ja, Wien ist schön, aber ich möcht doch flink mal eben Berliner Benzin riechen und um die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche herumschlendern.

Sogar Schrippen essen möchte ich mal wieder, trotzdem die Kipfel hier tausendmal besser sind. Und wenn ich zehnmal um die Votivkirche herumgezogen bin, die ich liebe und oft besuche — wenn auch nur von außen — und die so viel älter aussieht, als sie ist, und so schön rosig wird in der Dämmerungsbeleuchtung und so still daliegt — ich gäbe was drum, bloß einmal bei Josty auf der Terrasse ein Stück Apfeltorte mit „ohne“ essen Und beim Anblick des Potsdamer Platzes Gott danken zu können, dass ich nicht drüber muss. Aber ich will standhaft sein und aushalten.

Gruß!

Ruth.

Du kennst Stutz und Merkl nicht?

Ich mochte sie nicht nach Dir fragen.

Warum? Ich weiß nicht.

Liebste Ruth!

Berlin.

Ich beneide Dich! So aufnahmefähig zu sein! So empfänglich! Es ist erfrischend. Ich fall demnächst vom Stengel; löse mich von mir selbst ab.

Herzlichst

Florian.

Lieber Florl!

Fall nicht vom Stengel, halt Dich noch etwas, ich erzähl Dir auch etwas: Also Stutz und ich wollten ein altes Stück Wien neu entdecken. Dazu aßen wir Mittag in Riedhof. Früher soll viel österreichische Politik dort gemacht worden sein, vorn, in den kleinen Stuben an den großen runden Tischen oder auch im Weißen Saal, wo jetzt die Mediziner aus der Alserstraße speisen. Unser Menü: Eine Gerstlsuppe, dick, dass der Löffel drinstehen konnte, eine, „feine Garnitur“: Spargel, Blumenkohl, Goldrüben (reichsdeutsch: Moorrüben), Rostbraten und „Marillenaufauf“, der mich dadurch, dass er aus Aprikosen bestand, sehr überraschte. Dazu einen heimischen Wein. Es war einen Tag vor Fronleichnam, Mailaub und Weihrauchstimmung. —

Sonderbar, wie der Schritt sich der Umgebung anpasst! Über die Prunkstraßen gingen wir in guter Haltung die Arme leicht bewegt: „mäßige Spaziergänger aus

besseren Kreisen“. Als wir in die Verkehrsstraßen gerieten, fingen wir gleich an zu rennen. Plötzlich standen wir vor der Judengasse. Du kennst diesen schmalen Streifen voll Dunst. Es war das erste Mal, dass ich so etwas sah, und es wurde mir ganz beklommen. Da saßen alte Frauen, mit Augen, wie erloschene Herde, vom Feuer verlassen. Sie sitzen da und warten. Auf was? Befreiung? Von sich selbst? Von einem Schicksal? Wie Märchenbücher erschienen sie mir, mit alten zermürbten Deckeln und herrlich bunten Geschichten. Vielleicht haben sie gar keine Geschichte, oder doch nur eine, die grau ist, wie ihr Äußeres, und ich Geheimnisse nur alles in sie hinein, in diese galizischen, zuweilen auch griechischen oder rumänischen Jüdinnen in der Gasse zu Wien. Hier und da stand ein junges Mädchen an die Haustür gelehnt, einen sonderbar spähenden Ausdruck im Gesicht, auch ein Warten, aber auf anderes. Stutz meinte — nein, ich sage nicht, was er meinte, er ist durchaus nicht romantisch

veranlagt. Wir schlugen uns nun tapfer durch eine Schlucht alter Hosen und Jacken und einem Vorgebirge alter Mäntel und Hüte. Was für Hüte! Eine ganze Kulturgeschichte in Hüten! — Wunderschöne Kinder begegneten uns. Werden sie die Befreiung bringen, die Erfüllung aller Erwartungen? Werden sie helfen, diese Gasse auszubauen? Werden sie sie gegen eine bessere Heimstätte vertauschen helfen, in der es Ausblicke gibt? . . . — „Alte Kleider?“ . . . fragte ein junger Mann, und nahm beinahe die eine Hand aus der Hosentasche. Er war gut angezogen, fast weltmännisch. „Bedaure,“ sagte Stutz, „wir müssen unsere alten Kleider selbst tragen.“ — Der Jüngling ließ die Hand wieder versinken und zog sich in die Kleiderschlucht zurück. Am Ende der Gasse stand ein alter Mann mit Seitenlocken und Kaftan. Ein Erzvätergesicht. „Handelen?“ fragte der Erzvater, als wir vorbeikamen. Abraham, Isaak und Jakob mit ihrer Glorie versanken, es blieb ein armer Alter, der

immer nur die geflickte Seite des Lebens zu sehen bekam.

Vor der alten Rupprechtskirche erhielt meine Wehmut eine andere Note. Diese uralte kleine Kirche! Man stützt sie, damit sie noch stütze. Als ich den lebensgroßen buntgekleideten Christus mit der Dornenkrone so schmerzlich hinter seinem Gitter stehen sah, kamen mir wunderliche Gedanken: Es schien mir, als ob er Grauen vor sich selbst empfinde, vor den Gräueln, die in seinem Namen für seinen Namen begangen wurden. Es war gut, dass der kühle Stutz da war. Er erzählte die Geschichte dieser Kirche mit einem Stolz, als ob sie sein Privateigentum wäre. Er tut überhaupt, als ob Wien ihm zugehöre, und zeigt es, wie ein Mäzen. Ich glaube, in jedem Wiener steckt so ein bisschen von jenem Eigentumsgefühl. Aber Stutz ist gar kein Wiener. — „Gelobt sei Jesus Christus!“ — Ich musste lächeln: Vor kaum zehn Minuten und nun? . . Die Welt ist halt ein großes Chamäleon! Den

frommen Gruß bot uns ein blinder Bettler vor der wunderschönen „Maria am Gestade“, der alten Kirche, an deren Fuß einst die Frachtschiffe landeten, soweit sie den raubritterlichen Kuemringen glücklich entwischt waren. „Maria am Gestade!“ Klingt das nicht schon wie eine Legende? Soll ich Dir den Stoff überlassen, Florl? Oder soll ich mich selbst an ihm vergreifen? Ach, ich kann ja nix, ich kann bloß so dumm sein, mich hinsetzen und einem eingeborenen Wiener sein Wien beschreiben! Das fällt mir nämlich grad auf die Seele. Aber nun ist es schon zu spät, ich kann nicht mehr bremsen und muss ausschnurren wie die kleinen Spielzeugtiere, die man aufzieht und auf dem Boden herumlaufen lässt. — Du, also, diese Kirche ist schön und sonderbar! Der Turm scheint gar nicht ihr zu gehören, nur zufällig hinaufgeraten zu sein. Drin war schon alles zum Fronleichnamsfest mit Maien geschmückt, der Altar mit Kerzen und Blumen. Die Sonne lief durch das Birkenlaub und um die Metall-

gefäße! Ich fühlte eine wirklich heilige Freude, religiöses Gefühl hatte damit gar nichts zu tun, oder ist es Religion, diese Erhebung am Schönen?! Ich glaub's! — O heiliger Florian, komm und lösche mit deiner Arroganz die Flammen meiner leicht entzündlichen Begeisterung! Stutz war dazu zwar auch sehr geeignet, mit seiner historischen Vorbildung, die jede Stimmung mit einem Trompetenstoß durchbricht, wie die Autohupe eine schöne stille Landschaft. Bald war ich der Welt und ihren Weltlichkeiten zurückgegeben. Wenn wir in der Judengasse durchaus nicht das Land fanden, wo Milch und Honig fließt, nun kamen wir in einen Winkel, wo der letztere in trinkbarer Form verzapft wurde: Den Metkeller „Zum süßen Löchl“. Sag mal, Du Kulturmensch, bist Du wohl schon im „Süßen Löchl“ gewesen und hast zwischen Fiakern und Marktweibern gesessen und Met getrunken? Du brauchst Dich nicht zu genieren, nein zu sagen, Aber wenn Du zurückgekehrt sein wirst, lass Dir dort einmal

ein kleines, aber nur ein ganz kleines Glas blonden Met geben, denn sonst kommst Du die Kellertreppe schwer wieder hinauf. Betrachte das Publikum: Diesen kleinen Beamten, nur so ein Fingerhut voll von Beamten, diese Damen, die sonst Krauthäuptl feilbieten, die wenigen Fremden mit den erschreckten Gesichtern, die wie die Rosinen im Kuchen zwischen den Einheimischen hocken und zu viel Met getrunken haben im Gedenken an — soweit sie Deutsche sind — die Methörner ihrer Vorfahren. Auch eine Musik gibt's: Geige und Zither und eine Stimme dazu, die Gesang „macht“. Man denkt mitten in einem Jan Steen oder Teniers zu sein. Noch echter fühlten wir uns, als wir unter der Firma des mit dem Metkeller verbundenen Lebzelten-Geschäfts die stolze Jahreszahl der Gründung 1348 lasen. — Da Milch und Honig nun doch einmal zusammengehören, ertränkten wir das Stück alten Wiens im Milchpavillon des Stadtparks, wo wir uns ein Glas — Zitronenlimonade geben

ließen. Ja, so unlogisch macht das Leben oder die Kultur oder . . . na, irgendetwas, das geduldig genug ist, sich das vorwerfen zu lassen. — Aus unseren roten Strandkörben sahen wir über die kleine grüne Wien hinweg, die da unten in ihrem Zementbett so artig schläft wie ein stillgewordenes Kind. Wir saßen, sahen in die untergehende Sonne, waren müde und sanft — Stutz allerdings nur ersteres — und wurden vom Kellner für ein Ehepaar gehalten. — — Amen. —

Verlass Dich drauf, Flori, ich schreib Dir nie wieder so einen Brief! Aber nun hab' ich ihn doch einmal geschrieben, und es wäre schad um die viele Tinte und das viele Papier! Um alles Ungenützte ist's so schad. Und dann war er doch auch sehr „gebildet“. Es grüßt Dich vielmals
Deine Ruth.

Liebe Ruth!

Dein Brief hat mich erfreut wie der Aufsatz eines braven Kindes. Du musst mich recht verstehen: schreib mir nur ruhig weiter so nette Auf-

sätze, aber vergiss Dich nicht über anderem, denn schließlich ist mir Deine Persönlichkeit doch wichtiger als der Metkeller, den ich übrigens kenne. Du scheinst überhaupt einen ganz falschen Begriff von mir zu haben! Alles Menschliche steht mir genau ebenso nahe wie Leuten, die höchstens durch das Fehlen des Halskragens ihm noch näherstehen. Pardon, ich wollte nichts gegen Deine Freunde sagen, auch nehme ich an, dass sie Kragen benutzen. Wer ist eigentlich dieser Stutz, von dem Du immer schreibst?

Herzlichen Gruß!

Florian.

Liebste Ruth!

Warum dieses plötzliche Verstummen? Hast Du den „Aufsatz“ krummgenommen? Tu es nicht! Ich glaub, es wäre schade, wenn wir unsere Freundschaft wieder abbrechen würden. Dass wir es damals getan, war vielleicht gut für uns beide: Wir mussten eine Pause zwischen uns legen, um — jeder für sich — weiter zu

reifen. Nun aber glaube ich, dass wir diese Freundschaft nötig haben, wenigstens ich. Das ist egoistisch; welcher Mann wäre es nicht?! Aber Frauen Deiner Art sind gütig genug, diesen Egoismus als gegebene Sache hinzunehmen. Entziehe mir Deine Gegenwart, auch wenn sie nur im Brief enthalten ist, nicht.

In der alten guten Freundschaft
Dein Florian.

Lieber Florian.

Ja, der „Aufsatz“ hat mich gekränkt, ich gestehe es ein. Wien ist mir noch so neu, sobald es mir gewohnter sein wird, hört mein Reden darüber aus. Jetzt bestrickt mich noch zu sehr das allem Früheren Entgegengesetzte: das Südlichere, Verträumtere. Wenn ich nachts durch die stillen Straßen gehe, komme ich mir vor wie eine Maeterlink-Gestalt. Auch hab ich eine Freude am Schwatzen, aber es ist mir durchaus nicht gleich, wen ich anschwatze, das „ins Blaue“ hinein

alleine tut es nicht, es muss schon eine Resonanz da sein. Ich rede auch nicht gern gegen eine Mauer. Mauern lieb ich überhaupt nicht, die sind hoffnungslos. Ich weiß, dass du keine Mauer bist. Also reichen wir uns versöhnt die Hand.

Es grüßt dich ganz in alter Freundschaft
Deine Ruth.

Liebe Ruth!

Also bleibt's dabei. Das Gekränktsein würde Dir auch nicht stehen, das ist für Leute, die am Boden kleben. — Du hast recht: ich bin keine Mauer, wenn ich auch oft kein Echo gebe. Aber soll ich Dir sagen, was ich bin? Eine Hälfte. Ich hab eine Begabung, sie ist halb, Empfindungen nur bis zu einem gewissen Grad, alles bald erschöpft. Mir fehlt etwas. Das kann mir aber kein anderer geben. Ich suche stetig nach einer Ergänzung und weiß doch, dass ich sie nie finde, dass ich sie nur bei mir selbst finden kann. Ich habe immer die Schuld auf meine Ahnen

geschoben, das war so bequem: „untergehende Geschlechter, die ihre letzten Ausläufer der Tragik des Erlöschens anheim geben“, ein Trost für Kretins, das Abschieben eigener Verantwortlichkeit auf andere. Wie heißt das in Hebbels Judith: „Er erhob sich aus sich selbst wie aus einem Sarge.“ Ich möchte mich aus dieser Halbheit, Schlawheit erheben, und finde nicht die Kraft dazu, nur die Sehnsucht nach der Kraft besitze ich.

Verzeihe diesen Erguss, das kommt mal so.
Herzlichst und immer
Florian.

Lieber Florl!

Wer ist ein Ganzes?! Wenn wir es wären, wo bliebe unsre Sehnsucht, die wir so notwendig brauchen?! — Eben komme ich aus dem Volksgarten, der ist immer mein bestes Pflaster auf allerhand Wunden. Ich spiele dort mit den Kindern, von denen mich schon viele kennen. Die laufen mir dann entgegen und rufen: „Gut, dass

du da bist! Wir brauchen dich grad!“ — Ist das nicht schön? Diese Ganzreinen, Primitiven, mit ihrer raschen Zuneigung und der doch so strengen Kritik! Da ist ein Jüngling von fünf Jahren, dessen Herz ich durch einen blauen Luftballon gewonnen habe, der sagt: „Ich heirate dich, aber du mußt es nicht der Mademoiselle sagen, ich hab früher sie heiraten wollen, aber dich hab ich viel lieber.“ — So etwas hilft über vieles hinweg. Ich bin jetzt übrigens meine eigne Zimmerdame, brauch keine Rücksicht mehr zu nehmen auf mehr oder weniger freundliches Interesse älterer, vom Leben mitgenommener oder zurückgelassener Damen. Die Trottlwirtschaft hat ein Ende. Es kam so: Eines Tages fehlte mein Teppich, es war ohnehin nur ein kärglicher Streifen. „Loni, warum ist denn der Teppich nicht da?“ — „Ich kann nix dafür, die Gnädige sagt: „mir gehn am Land.“ — Nächsten Tag fehlen die Gardinen. „Loni, warum sind die Gardinen fort?“ — „I kann nix dafür, die Gnädige —“ „geht am Land,“

ich weiß. Morgen werden Sie mir mein Bett wegnehmen.“ — Tags darauf kommt der Trottl, ganz zusammengeschrumpft vor Angst. Vor Verlegenheit zieht er den Fuß nach.

„Wenn gnädiges Fräul’n erlauben . . . die Matratzn hätten wir gern —“

„Aha! Was hab ich gestern gesagt?“

„Ja, ich kann nix dafür, die Gnädige will einpacken.“ —

„Ich hab aber bis zum Ersten gemietet, und mein Bett muss ich doch jedenfalls so lange behalten.“ — „Die Gnädige meint, das Sofa wär so schön breit —“

„Da lassen Sie die Gnädige das Sofa einpacken, das Bett behalt ich.“

Wie der Trottl zur Tür hinauskam, weiß ich nicht, er zog beide Füße nach und war so zusammengeschnurrt, dass außer seinen Piedestalen überhaupt kaum mehr was da war. — Jetzt kann die Gnädige ihre Gardinen, ihr Bett, ihr Sofa und ihren Trottl einpacken und sich gleichzeitig

begraben lassen, ich hab mir flink ein anders Logis genommen.

Aus is's! —

Aber was ich jetzt hab! Ein Atelier! Zum Malen, zum Wohnen, zum Leute drin empfangen, zum Schlafen. Durchgeteilt mit einer prachtvollen alten Brokatgardine! Herrlich ist's! Ich hab es von einer jungen Malerin gemietet, die auf längere Zeit nach Rom geht. Das Atelier ist nach ihren Entwürfen mit den einfachsten Mitteln sehr geschmackvoll ausgestattet. Und sogar ein paar Tassen, Teller und Bestecke hat sie mir dagelassen, auch eine Teemaschine. Ich hab die Sachen durch ein paar andere von zu Haus ergänzt und kann nun sogar Gäste bei mir sehen. Denk, Gäste! Ich glaub, ich würde sehr gastfrei sein, wenn ich Geld genug hätte. Schau, Florian, bei solchen Sachen ist es peinlich, kein Geld zu haben, sonst geniert mich das gar nicht, aber dieses „Nichtkönnen“ andern gegenüber und dann, dass man sich den Sinn fürs Ästhetische verkneifen muss. Deshalb

ist mir jetzt auch so wohl, weil ich für wenig Geld zum ersten Mal, losgelöst von dem furchtbaren Zimmerdamenmöbel und den Tantenbildern, in einer geschmackvollen Umgebung lebe.

Gestern musst ich aufhören mit Schreiben. Also heute: Ich sitze am Schreibtisch, auch der ist vorhanden, und sogar groß genug, um richtig daran schreiben zu können, wenn man es kann. Die Sonne kommt sacht über den wiesengrünen Teppich und setzt ein paar gelbe Blumen drauf. Es ist Sonntag, atelierfrei. Vor mir liegt ein unschuldiges Blatt Konzeptpapier und wartet auf Einfälle. Ich auch. Wenn es jetzt nicht kommt, kommt es nie. Verse, blaugrün mit etwas leichtem Gewölk stehen zu erwarten. Und plötzlich schreibe ich: „Im ersten Morgenlichte ruht die Welt.“ Fertig! Ich sehe zufällig auf die Uhr: halb elf, bisschen spät für erstes Morgenlicht. Und dann: Morgenlichte! Ich ärgere mich so heftig, dass meine Semmel auf den Wiesengrund fällt, natürlich: Butterseite. Na ja, Lyrik und Frühstück

ist ein unreiner Reim. Ich fange noch mal an: „Die Wiese träumt im ersten Morgenglanz.“ Ich weiß gar nicht, woher ich eigentlich diese unglückliche Neigung zum Dichten habe. Aber Gott sei Dank hab ich auch Geschmack Der „Morgenglanz“ wird unter Tinte gesetzt, dass er ersäuft. — Es geht doch wieder los. Diesmal ist es Abend. „Der Abend breitet seinen roten Mantel . . .“ Gotteswillen! jetzt komm ich schon in die Konfektion! —

Lieber Florian! Der Morgen begann so schön, und nun bin ich ärgerlich, weil ich nicht dichten kann, und deshalb will ich schließen: ärgerliche Leute sollen keine Briefe schreiben. Sag mal, Florl, du schreibst so wenig von dir! Erzählen konntest Du mir immer so viel, aber nun bist Du stumm. Ja, es ists etwas andres, beieinander zu sein, als nur per Tinte zu sprechen! Leb wohl, ich bekomme sonst noch vor lauter Ärger über mein künstlerisches Unvermögen „Sentiments“.

Es grüßt Dich

Ruth.

Liebe Ruth!

Ich gratuliere Dir zum neuen Palais! Aufrechtig: es freut mich, dass Du endlich mal ein hübsches Heim hast. Deine Berliner Wohnung damals ging mir auf die Nerven, jetzt kann ich Dir's ja sagen. Du tatest mir so leid, aber helfen konnte ich Dir ja leider nicht, durft ich nicht. Ja, ich durfte gar nicht einmal den Versuch machen. Aber nun nichts mehr davon. — Gestern sah ich ein junges Mädchen, das Dir so ähnlich war, dass ich Dich zu sehen glaubte. Im ersten Augenblick war die Täuschung vollkommen. Sie stand vor dem Antiquariat einer Buchhandlung, ging dann hinein, und ich folgte ihr. Sie forderte „Madame Bovary“. Es war nicht vorrätig. Ich stellte mich ihr vor und bot ihr mein Exemplar an. Dabei sah ich, dass sie Dir nicht ganz so ähnlich war. Sie nahm dankend an und nannte mir Namen und Adresse. Sie heißt Tatjana Hellwig ist Deutschrussin und studiert irgendetwas. Mehr weiß ich für heute nicht. Oder doch: warum lieb-

ängelst Du mit der Literatur? Bitte, werde keine „Literärische“, sie sind schrecklich! Überhaupt, es ist eine Sache, über die man nicht spricht oder doch nur in Momenten seelischer Seekrankheit. — Dichten! Welcher Mensch würde sich heutzutage nicht totgenieren, wenn er sagen solle, er „dichte“. „Dichten“ ist wie hellblaue Krawatten tragen.

Ich weiß nichts mehr für heute und grüße Dich.

Dein Florian.

Lieber Florl!

Es hat sich einer sterblichst in mich verliebt, denk mal! Und ich muss gestehen, dass auch ich ihm sehr gewogen bin. Es ist der Pikkolo aus meinem Restaurant. Er fegt immer eine halbe Stunde die Krümchen vom Tisch. Und dann frag ich ihn, was für eine Nachspeise ich nehmen soll. Da hör ich dann seinen Geschmack. Er scheint Topfenstrudel besonders zu verehren, aber ich nicht. Neulich schlug er mir Ribislaufauf vor.

Ich fragte, was ist das? Er: „Des is halt ein Auflauf von Ribisl.“ — „Ja, aber Ribisl, was ist das?“ Seine Augen quollen vor und der Stehkragen ward ihm schlaff vor Angst. „Ribisl? Des . . . des sind halt . . . Ribisl.“ — Ich habe es durchgesetzt zu erfahren, dass Ribisl halt — Johannisbeeren sind.

Was macht Deine Freundin Nadja? Oder hieß sie Sonja? Jedenfalls keine Gedichte oder ist ihr das Literärischsein gestattet?

Gruß

Ruth.

Liebe Ruth!

Sie heißt Tatjana und ist sehr lieb und nett, ihr Tee ist tadellos, und russisches Konfekt ist vorzüglich. Gedichte macht sie nicht, aber sie spielt wundervoll Klavier. Nächste Woche entschwindet sie leider vorläufig nach Russland. — Was machen Deine Entwürfe für künstlerische Ausschmückung von Stiefelknechten und Badewannen? Sei nicht böse, ich weiß, wie begabt Du bist, aber ich hab

immer Angst, dass Du Deine Kräfte verzettelst. Warum betreibst Du Kunstgewerbe? Deine Porträtskizzen damals waren so gut. Entschuldige, ich hab nicht viel Zeit heute.

Herzlichst

Florian.

Lieber Florian!

„Wenn man kein Geld hat“, ist die Überschrift eines endlos langen Kapitels. Ich bekomme meine Badewannen- und Stiefelknechtentwürfe — es sind übrigens Exlibris und Plakate — ziemlich gut bezahlt. Wer lässt sich heute noch von einer Namenlosen, wenn sie gleich den schönen Namen Ruth Susanne Weber trägt, malen, und bezahlt es dann auch noch? Glaub nicht, dass ich verbittert bin, dafür hab ich zu viel Selbstachtung. Ich hab auch noch Ziele, nur dass sie nicht mehr so rosenrot oder so großartig oder so pathetisch sind wie früher.

Viele Grüße!

Ruth.

Liebste Ruth!

Du irrst Dich in Dir selbst! Einem Mädchen wie Du es bist, steht doch die Welt zur Verfügung. Das soll keine Schmeichelei sein, ich meine nur, Du hast doch Spielraum genug, und Du hast Kräfte. Du wirst sie auch noch in einer Dir angenehmeren Art entfalten können, aber vielleicht gehört etwas Geduld dazu. Wenn man Dir nur helfen dürfte! Jedenfalls hoffe ich auf einen vergnügteren Brief. Ich selbst fühle, wie ich allmählich zum Monument werde. Wenn ich so auf einer Bank im Tiergarten sitze — das kommt jetzt zuweilen vor —, habe ich die Empfindung des langsamen Erstarrens. Aber sie entspringt nicht dem Größenwahn. Ich weiß, dass ich für ein Denkmal im Berliner Tiergarten noch nicht reif bin und habe sogar die leise Ahnung, als ob ich die Qualitäten dafür nie erlangen würde. Meine letzten Gedichte besonders waren zu entmutigend. Ich komme allmählich dahinter, dass sich in Reimen ausdrücken geschmacklos ist. Berlin kommt mir

vor, wie ein dünnes Rinnsal zwischen Pflastersteinen, es ist kleinstädtisch-monoton zurzeit. — Entschuldige, wenn ich mich in den Briefen an Dich stilistisch gehen lasse, aber den guten Stil brauch ich für meine Essays. Ach, es tut so wohl, mal reden zu dürfen *sans façon*! Und das darf ich doch bei Dir, nicht wahr? Adieu, liebe Ruth.

Herzlichst Florian.

Lieber Florian!

Kondoliere mir: ich habe gestern mein Schauspiel begraben. Es war sowieso ein geborenes Fragment. Stutz hatte es zum Lesen mitgenommen, legte es mir gestern still auf den Tisch und sagte: „Es hat Momente.“ Dieser Orakelspruch erschien mir so eindeutig, dass ich es in den Ofen steckte. Die Malerin kann, wenn sie im Winter wieder hier ist, ihr erstes Feuer damit anheizen. Kommt das nicht schon in Murger vor? In „*Vie de Bohème*“ heizen sie, soviel ich weiß, auch mit Trauerspielen. — Du hast neulich gefragt,

wer Stutz sei. Das ist nicht so ganz einfach zu sagen. Ein junger Kunsthistoriker, Sohn eines deutschen Vaters und einer ungarischen Mutter, der den Namen Egon Hardt trägt, aber nie so genannt wird. Woher sein Beiname stammt, weiß ich nicht, er lässt sich gutwillig mit ihm nennen, den andern hat man vergessen. Also dieser Stutz weiß alles, interessiert sich für alles und ist dabei undurchdringlich. Das Sonderbarste ist seine Freundschaft mit Heini Merkl. Die sind nämlich Antipoden. Heini ist ein braver Bub, lieb, unwissend, der sich einbildet, sehr gescheit zu sein. Er ist naiv wie ein Kind. Wenn er irgendwas gesagt hat, das ihm besonders geistvoll erscheint, macht er darauf aufmerksam. Vielleicht braucht Stutz ihn als Gegengewicht zu seinem Intellekt. Jedenfalls sind dies die einzigen unsres ganzen Kreises, die man „verträgt“. Ich hab mal so leise und obenhin bei ihnen angefragt, ob sie Dich kennen; sie kennen Gedichte und Essays von Dir, Deine Persönlichkeit nicht. Stutz sagte: „Der „Hoch-

geborene“, ich weiß. Heini Merkl: „Ich kenne ihn nicht, aber ich schätze ihn. Haben Sie gehört?“ fügte er hinzu, in der Meinung, dass ich sein Bonmot verpasst hätte. Eigentlich darf man solche Sachen nicht wiedererzählen, das schmeckt nach „petzen“, nicht? Aber es ist doch weiter nichts Schlimmes. Wenn Du und Stutz euch kennen lerntet: Feuer und Wasser! Es würde Dampf geben. Zwei Menschen von gleichem Bildungsgrad, gleicher Kultur und so sonderbar ungleich. Ich glaub der Unterschied ist der: Du hast — lach mich nicht aus — eine Seele und er keine. Vielleicht hat er doch eine und verbirgt sie nur so geschickt.

Leb wohl, mein Freund!

In bleibender Treue Ruth.

Meine liebe Ruth!

Der Schluss Deines Briefes war zu schön, als dass mir nicht Bedenken gekommen wären, Aber dann schriebst Du: „In bleibender Treue“. Das

ist eine Tautologie respektive Pleonasmus, die mir auf die Nerven ging. — Ist die Temperatur dort auch so treibhausmäßig? Wir sind hier jetzt viel auf dem Wasser. Auch meinen dritten Akt lasse ich vorläufig schwimmen. Findest Du, dass mir das Kalauern der Berliner steht?

Ich grüße Dich! Florian.

Florian, ekelhaft arroganter!

Ich nehme den ganzen Schluss meines vorigen Briefes zurück. Wenn ich nicht ganz genau wüsste, dass Du von Zeit zu Zeit „Mann in der Maske“ spieltest, könnte ich beinah darauf hereinfallen. Du spielst ihn nur, Stutz ist es. Du musst Dir unter ihm aber nun nicht etwa einen „Dämonischen“ vorstellen, das ist er ganz und gar nicht. Gestern war er zum Beispiel gar nicht dämonisch. Neulich mal hatte ich denen, die mich zuweilen plötzlich besuchen und dann immer etwas essen wollen — und meist ist dann nix mehr da, weil sie

zu spät kommen und ich überhaupt nie so viel „am Lager“ habe —, gesagt, dass ich ihnen Freundschaft und Verpflegung kündigte, wenn sie sich nicht das nächste Mal zum Abendessen, sprich: Nachtmahl, anmeldeten. Sie lachten mich aus und Futterten meine sorgsam gehütete Räucherzunge in Grund und Boden. Ich hatte sie von einer alten Dame geschenkt bekommen, die hier im Hause wohnt und sich immer ärgert, dass meine Besucher mich so kahl essen. Mir macht es Spaß, wenn sie mein bisschen Futter so freudig vertilgen. Diese Dame schenkte mir die Räucherzunge, die ich nämlich besonders gern esse, und band mir auf die Seele, sie vor den „Räubern“, wie sie die anderen nennt, gut zu hüten, denn sie sei nur für mich da. Ich musste es ihr hoch und heilig versprechen. Und so hatte ich sie in eine leere Konservenbüchse verstaut. Natürlich war die Konservenbüchse das erste, was die Räuber in die Finger bekamen. — Aber was wollt ich eigentlich erzählen? Ja so! Also gestern Abend klopft es

sonderbar an die Tür. Ich öffne: Stutz. In beiden Armen zwei Flaschen Bier, ein langes Brot, eine Wurst, Käse, Schinken und eine Tüte mit Pfirsichen. Da es kein kostbares Sektsouper war, konnte ich es ohne Gewissensbisse annehmen. Ich glaub, nie in meinem Leben hab ich so viel gegessen. Und wir haben furchtbar gelacht, denn die Wurst war miserabel und die Pfirsiche faul.

Was die Temperatur anlangt, nach der Du Dich so eingehend erkundigst, so ist sie hier à la römisches Bad, und die Alserstraße duftet — nicht nach allen Wohlgerüchen Arabiens, trotzdem ich annehme, dass es auch dort manchmal so riecht: teils nach Knoblauch, teils nach Obst, nach Straßenstaub und Karbol. Oder ist es Jodoform?

Ich grüße Dich ohne Tautologie respektive Pleonasmus.

Ruth.

Benehmen wir uns nicht eigentlich wie die Kinder? Na, sonst ging's auch nicht!

Liebe Ruth!

Dein lustiger Brief hat eine tragische Nachschrift. Was ginge nicht? Dein Leben dort verläuft doch scheinbar ganz friedlich. Fröhlich sogar. Du wirst mir nicht weismachen wollen, dass Du an Weltschmerz leidest. Hast Du eigentlich Wien schon von der künstlerischen Seite kennen gelernt? Ich meine, warst Du in den Museen, den Theatern? Bist Du in der Liechtensteingalerie gewesen und im Belvedere? Ich treibe mich halbe Tage in den Galerien umher — nicht nur, um ihnen einen ehrenvollen Platz in meinen Essays zu sichern — und finde allerhand Schönes und sehr Schönes. Auch fisch ich allmählich allerlei feine Straßenstimmungen oder Stadtbilder heraus. Berlin ist nichts für eine flüchtige Bekanntschaft, man muss es gründlich kennenlernen, um es zu schätzen. Es gibt sogar Idyllen in Berlin, in die man sich versenken könnte, wenn man nicht in diesen Momenten seelischer Empfindsamkeit immer unfehlbar irgendeinen Puff oder

Stoß mit einer entsprechenden Randbemerkung versetzt bekäme. So erging es mir erst kürzlich im Winkel einer stillen Straße, wo ich mit den Worten: „Oller Dussel, kieken Se doch lieber in de Perspektive!“ aus meinen Betrachtungen gerissen wurde. Es war ein Anstreicherlehrlinge mit einem kleinen Wagen voller Tüncheeimer, die mir den Kunstausdruck hinreichend erklärten. Gewiss hilft er Landschaften auf Korridorwände malen.

Erinnerst Du Dich noch, wie uns einmal ein Mann zurief — ich glaube, es war in der Nähe der Apostelkirche —: „Sie, junger Mann, Ihr Fräulein Braut hat een zu jroßen Hut, det is nich praktisch vors Küssen!“ Wir genierten uns damals — beide. Wie lange das schon her ist!

Herzlichst

Florian.

Lieber Florian!

Ob ich in den Museen war? Aber Florian! Ich bin sogar im Stadtmuseum gewesen, das, glaub ich, die meisten Eingeborenen gar nicht mal

kennen. Auch in die allerneuesten Kunstaustellungen verliere ich mich zuweilen und sehe mir an, wie man nicht malen soll. Und jetzt will ich Dir eine wunderschöne Sache erzählen, die Dir beweisen wird, wie sehr mir die Kunst am Herzen liegt. Also neulich treffe ich Leute aus meiner Heimat, die hierhergezogen sind. Wohlhabende Spießer, die ihr Geld gern geschmackvoll anwenden möchten, es aber leider nicht verstehen. Sie haben sich hübsch einrichten lassen — Möbelhändler haben ja heute alle Geschmack —, aber nun fehlte ihnen die Kunst. In diesem Punkt hatten sie kein richtiges Vertrauen zum Dekorateur. Ich versprach, ihnen behilflich zu sein, was sie dankend annahmen. Unter „Kunst“ verstehen aber diese Leute Ölbilder und Meißner Puppen. Meine Ölbilder rechnen sie natürlich nicht dazu. Ich war so selbstlos, ihnen einen Bilderkauf zu ermöglichen, bei dem sie nicht hereinfliegen; aber es hielt schwer. Da war ein ganz famoseres Bild, Alpenpartie, das mir ausgezeichnet gefiel, von

einem neuen Talent, Scherper. Erst fragten sie, ob er auch ganz bestimmt ein Talent sei, aus dem etwas „Großes“ würde, denn es wäre ihnen doch nicht nur um das Bild. Dass er ein Talent sei, konnte ich ehrenwörtlich versichern, ob er etwas Großes würde, nicht. Dann meinten sie, es wären ja nur zwei Farben auf dem Bild: blau und weiß. Ich vertröstete sie damit, dass die Natur dort an Ort und Stelle gewiss nicht mehr aufzuweisen habe, und dass ich nicht glaube, dass der Maler ein paar unterschlagen hätte. Sie wiesen dann auf einen Schmarren, der ein ähnliches Motiv behandelte. „Sehen Sie,“ meinte der Mäzen-Embryo, „dort ist ein Vogel dabei, und so was Lebendiges gibt einem Bild doch gleich mehr Wert.“ Und Madame ließ sich vernehmen: „Dann sind auch die Farben da viel reichhaltiger und auch besser vermalt.“ Ich bekam ordentlich einen Schreck und schämte mich, dass es gerade meine Heimat sein musste, die so was produzierte. Ich habe von meiner Heimat immer eine so gute

Meinung, wenn ich fern bin: das Gute leuchtet herüber, das Mangelhafte bleibt im Schatten, so dass ich es fast vergesse. Ich denke auch immer, die Leute entwickeln sich noch. Aber ich weiß nicht, wie das kommt, sie entwickeln sich doch nicht, oder nur in anderer Hinsicht. — Also kurz und gut, ich versuchte es nun mit Stilleben. Stilleben stehen diesen Leuten näher. Es sind alltägliche Dinge, die sie besser begreifen als Luftstimmungen und derartiges. Da blieben sie nun gleich vor einem Gemüsebild stehen: roter Kohl, grüner Kohl, gelbrote Mohrrüben und ein Korb mit Äpfeln. „Sehr nett,“ sagte Frau Mäzen, und Monsieur meinte: „Fürs Speisezimmer ja, für den Salon nein.“ — „Aber fürs Speisezimmer müssen wir doch auch was haben, gerade da sind die Wände so breit.“

Der Preis sagte ihnen zu, auch der Name des Malers, den sie aus der „Journalmappe“ kannten. Ich wollte mich nicht blamieren und riet ab, was man aber nicht verstand. Da machte ich

einen letzten Versuch: „Sehen Sie, Frau L., die Äpfel da, das ist keine feine Sorte, wenn es noch Borsdorfer wären oder Goldreinetten, aber es sind Kochäpfel . . .“

Lieber Florian, ich will keines seligen Todes sterben, wenn das, was ich Dir hier erzähle, nicht wahr ist: Sie verzichteten auf das Bild, weil es Kochäpfel waren.

Sie haben nun ein Genrebild, denn am „Genre“ hängt ja doch das Herz des Volkes. Es ist aber ein gutes Bild, und es war auch nicht sehr teuer. Diese Leute geben lieber mehr für einen Kronleuchter aus, als für ein Bild. Auch hatte der Maler dieses Bildes wenigstens mal einen Namen „gehabt“. Sie luden mich heftig ein, sie oft zu besuchen; einmal brachte ich es übers Herz. Nein, o nein! Dann noch lieber die andern! — Was macht Dein Schauspiel? Du willst mich wohl mit dem Stoff überraschen, dass Du ihn mir nicht verrätst. Ich bin jetzt wirklich fleißig, ich

wollte zwar, mein Fleiß hätte andre Ziele, aber —
na ja, Du weißt schon.

Herzliche Grüße! Ruth.

Übrigens: die Theater sind mir hier zu
teuer. Und dann: erzähle doch mehr von Dir,
andres, Du scheinst immer nur Stimmungen bei
mir abzuladen.

Liebe Ruth!

Ich bewundere Dich, Du bist eine Lebens-
künstlerin. Das Leben gibt Dir viel, wenngleich es
Dir scheinbar wenig gibt. Das kommt, weil Du
den wirklichen Humor hast. Ich hab ihn nicht.
Leider.

Meinen Dramenstoff willst Du wissen? Ein
junger Mann hört in Gesellschaft eine zwei-
deutige, vielmehr eindeutige Bemerkung über
seine Mutter. Er fordert den Beleidiger. Wie es
zum Duell kommen soll, gesteht ihm seine
Mutter, die davon gehört hat, dass der andre im
Recht ist. Daraufhin erschießt er sie. Das ist die

eigentliche Sache, es spielen aber noch andere Dinge mit. Von jeher hat mich dieses Thema beschäftigt. Ich habe oft versucht, mich selbst hineinzudenken, ich konnte es nicht. Meine Mutter war eine unantastbare Frau, vor der ich die größte Achtung hatte. Als sie starb, war ich gerade im Alter der Frauenverehrung, sie blieb mir als edelster Typus im Gedächtnis. Eine Schwester habe ich nie besessen, und die Damen meiner Verwandtschaft stehen mir zu fern. Ich suche in diesem Stück, die vielleicht ein wenig antiquierten Empfindungen mit modernen Ansichten zu verbinden. Aber lass uns anderes reden. Ich soll Dir von mir erzählen, das ist für mich viel schwerer, als es für Dich ist mir von Dir zu sprechen. Du erlebst Neues, aber ich käue nur wieder. Ich bin nicht ganz in den alten Kreis zurückgekehrt, denn erstens besteht er nicht mehr als solcher, sondern nur in der Zersplitterung dann sind auch viele dieser Splitter gänzlich abhandengekommen, andere passen nicht mehr zu

mir, oder ich nicht zu ihnen. Seltsam ist es, wie Leute zuweilen verschwinden können. Leute, die immerhin einige Hoffnungen erweckten, sind plötzlich fort. Man weiß nicht, ob sie noch existieren, man weiß nicht wo. Manchmal tauchen sie wieder auf als Redakteure eines Provinzblattes oder Kapellmeister eines städtischen Orchesters in einer Kleinstadt. Wenn man sie fragt, sagen sie: „Ja, das waren so Träume.“ Es ist immer dieselbe Geschichte. Als Du mir neulich Deinen Übertritt zum Kunstgewerbe meldetest, ergriff mich eine plötzliche Angst, Du möchtest auch so schicksalsergeben werden, aber das wirst Du nicht. Du wirst immer kämpfen, auch wenn Du scheinbar die Waffen streckst. Ich empfinde eben, dass ich mich etwas lehramtskandidatenmäßig ausgedrückt habe, aber Du weißt ja, mein Briefstil war immer unerhört mangelhaft, oder vielmehr, Du weißt es nicht, da wir uns früher nicht schrieben. Früher brauchten wir das nicht, geschah es dennoch, hatten wir uns gewiss mündlich verzankt.

Dann kam die lange Pause, und nun sitzen wir beide tief in der Tinte (bitte das nicht falsch aufzufassen), und ich muss gestehen, dass mir dieser Zustand erträglich erscheint. Ich würde allerdings den mündlichen Verkehr vorziehen, aber es scheinen da Hindernisse vorhanden. So muss ich mich in Bezug auf Dich mit Surrogaten begnügen. Wirst Du den Sommer in Wien bleiben? Mein Vater hat mich nach Belgien beordert in eine verwunschene Gegend. Wir werden dort auf der Besitzung ebenso verwunschener (in meinen Augen verwünschter) Verwandten vegetieren. Man reißt mich mitten aus meinem dritten Akt, denn in Verwandtenkreisen kommt man nicht zum Dramenschreiben. Als gehorsamer Sohn darf ich aber in diesem Fall nicht streiten, denn da ich meinem Vater in großen Dingen nicht zu Willen bin, so muss ich ihm wenigstens die kleinen Gefälligkeiten erweisen, die dem Einvernehmen zwischen uns günstig sind. Außerdem ist es vielleicht ganz gut für mich, wenn ich dem

augenblicklich so abgematteten Berlin für einige Zeit entlaufe, um mich in frischeren und naiveren Gegenden zu verankern. Seltsamerweise habe ich Belgien immer nur an der Oberfläche gestreift, blieb, wenn ich von London kam, ein paar Tage in Ostende, wenn ich von Paris kam, kurze Zeit in Brüssel hängen. Diese Oberfläche gefiel mir meist so gut, dass ich mir das tiefere Eindringen versagte, und ich fand dann auch nicht mehr die Zeit, da ich die mir festgesetzte in den Zentralen vergeudet hatte. Jetzt lasse ich mir keine Zeit mehr vorschreiben, mein Vater und ich haben uns da gütlich geeinigt. Seitdem er sich mit der Tatsache abgefunden hat, dass ich nicht zur Diplomatie gehe, ist es ihm ziemlich gleich, wo ich meine Tage verbringe. Schmerzlich ist ihm nur, dass ich sie an so untergeordnete Sachen wie Literatur und Kunst verschwende, und es würde ihm weit angenehmer sein, wenn ich sein Geld auf Rennplätzen verminderte — oder vermehrte, je nachdem —, als dass ich einiges durch ehrbares Schreiben hinzuver-

diene. Da wir aber über diese Dinge nicht mehr sprechen, so kommen wir ganz gut miteinander aus. Er sagt Freunden und Verwandten: „Florian hält sich in Berlin auf,“ und das genügt ihm und den meisten andern auch. — Meine liebe Ruth, ich hoffe, dass dieser Brief Dich befriedigt, wenigstens in quantitativer Hinsicht, und bin in alter Freundschaft
 Dein Florian.

Lieber Florian!

Dein Brief hat mich erfreut aus allerlei Gründen, die ich Dir nicht alle aufzählen möchte. Was Du über die Verschwundenen sagst, die einst Hoffnungen waren, so möchte ich sie „angewandte Hoffnungen“ nennen. Warum sollen sie ihr Talent nicht auch dem kleinen Kreise geben?! Sie brauchen deshalb nicht zu versumpfen. Tun sie es dennoch, so liegt es wohl in ihnen. Ich bin augenblicklich heimatlich gestimmt, und der kleine Kreis erscheint mir daher nicht so abschreckend. Fürchte nicht, dass ich in meine Heimatstadt zurückkehre,

um Malstunden zu geben. Nein, so treulos werde ich mir nicht. — Du gehst also nach Belgien. Du wirst Brügge sehen, am Minnewater stehen und dann Memlings betrachten voller Andacht. Bring ihr meine Grüße, der stillen Stadt, die ich kenne, ohne sie je gesehen zu haben. Du wirst Antwerpen sehen, Gent und Mecheln. All diese Namen sind ebenso viele Legenden, Balladen und Romanzen für mich. Ich habe noch nicht viel gesehen von der Welt, und vielleicht ist das gut: es würde mich erschlagen. halt mich nicht für sentimental, aber die Fülle von Schönheit und Erleben würde mich erdrücken, ich bin nicht sehr aufnahmefähig. Vielleicht muss ich erst in die seelische Widerstandskraft hineinwachsen. Aber ich habe ja Zeit zum Reisen, ich bin noch jung. Manchmal zwar fühle ich mich schwer vom Leben oder beschwert, aber vielleicht ist das gerade die Jugend, die noch nicht erstarken konnte an Erfahrungen oder Ereignissen. Aber weg mit der Philosophie! (Was man nicht alles so nennt! Jeden

Unsinn!) — — Reise vergnügt bei gutem Wetter und vergiss mich nicht ganz über den alten Städten. Die Ansichtskarten erlasse ich Dir, das sind nur Sehnsuchtserreger. Wenn Du schreibst, werd ich mich sehr freuen, aber Du mußt es nicht.

Deine Ruth.

West-Flandern.

Liebe Ruth!

Ich schreibe vom Château „Noble Rose“ aus. „Noble Rose“ nennt sich hier vieles, auch der alte Kasten meiner Verwandten trägt den stolzen Namen. Er sieht aus wie ein Versatzstück aus alten Ritterdramen, die immer zu kurz waren, weil der Turm noch unter den Soffitten hervorsehen sollte. Aber es ist trotzdem prachtvoll, so eine rechte Schauerburg, in der man sich ganz gut einen Klappergeist oder eine geräuschlosere weiße Frau hineindenken kann. Ja, man kann sich sogar vorstellen, dass es irgendwo eine Folterkammer gibt. Und ich glaube auch bestimmt, dass

sie existierte, die herrschaftliche Waschküche sieht mir ganz danach aus.

Meine Verwandten sind ein braves Gemisch von Österreichern und Belgiern, und eine meiner Kusinen sieht aus wie ein kleiner französischer Seitensprung. Sie fällt ganz aus dem blondblauen Rahmen mit ihrem dunklen Haar und den schwarzen Augen. Sie trägt immer gestreifte Kleider, im Gegensatz zu ihrer braven Schwester in „Uni“. Ich nenne sie deshalb „Zebra“. Darüber ist sie sehr empört, und zur Strafe will sie das Kleid mit den österreichischen Landesfarben nicht mehr tragen. Sie erscheint infolgedessen nur noch als schwarzweiße Preußin, blauweiße Bayerin oder grünweiße Schweizerin und erhält in ihrer Toilette so das europäische Gleichgewicht aufrecht. Sie heißt Estelle, und wenn ich sie nicht Zebra nenne, so rufe ich sie L'Etoile Belge, nach einer belgischen Tageszeitung, das hört sie viel lieber.

Mein Vater fühlt sich hier kolossal zu Hause,

isst den ganzen Tag blaue Trauben, die hier wie nichts in herrlichen Exemplaren umherhängen, und spielt Bézique.

Für weitere interessante Mitteilungen habe ich heute keine Zeit, da ich mit meinen Kusinen ausreiten soll. Im Übrigen: lieben tu ich L'Etoile Belge nicht, auch nicht die sanfte Manon, sie treffen beide nicht meinen Geschmack, und wenn mein Papa sich vielleicht zwischen Traubenessen und Béziquespielen einbildet, ich würde mal mit einer von den beiden in der famosen Kapelle, die eine Ledertapete und sehr weltliche Bilder aufweist, getraut werden, so ist das eben ein Irrtum: ich lasse mich dort jedenfalls nicht trauen.

Lebe wohl, *chérie*, die Rosse stampfen und das Zebra schimpft.

Herzlichst Dein Florian.

Lieber Florian!

Ich danke Dir für Deinen belgischen Brief, den ich nicht eher beantwortete, damit Du Dich nicht

verpflichtet fühlen solltest, mir nochmals von der Reise aus zu schreiben. Jetzt, wo Du wieder in Berlin bist, kann ich es Dir schon zumuten. Bin ich nicht rührend rücksichtsvoll? — Wie ist's denn? Ist nicht ein klein bisschen Kusinenliebe hängen geblieben? Denn dass sie (oder eine von beiden) sich in Dich verliebt haben, nehme ich als sicher an. Oder warst Du so gut gepanzert? Ich war inzwischen ein bisschen am Semmering, aber unterhalb — räumlich genommen. — Der Haute-finance. Wir waren zu zweit, Hela Bäumlner und ich. Sie ist ein bisschen stupid, was ich bisher nicht bemerkt hatte, das verdarb mir ein wenig die Freude an der Landschaft, eigentlich paradox, es sollte das Gegenteil sein. Aber dafür ist sie wieder nicht primitiv genug. — Genug für heute.

Servus!

Ruth.

Liebste Ruth!

Ich muss einmal ernsthaft mit Dir sprechen und knüpfe heute an den letzten Abend an, den

wir damals in Berlin verbrachten. Wir kamen aus F.'s Vorlesung, waren angeregt und sprachen aufeinander ein, während wir durch die noch sehr belebte Tauentzienstraße gingen. Ich erinnere mich, dass wir, ganz ohne Grund, vor einem hell-erleuchteten Schuhgeschäft stehenblieben, auf die Schuhe starrten und über Jean Paul sprachen. Ich weiß, dass mir damals für einen Moment das Komische der Situation zum Bewusstsein kam. Dann aber brachte mich mein Interesse für den Gegenstand wieder davon ab. Ich möchte Dir durch diese eingehende Schilderung beweisen, wie tief sich dieser Abend mir eingeprägt hat. Wir bogen dann in eine der stillen Nebenstraßen ab. hier war der Lärm wie ausgelöscht. Es war so still, dass man ein vom Wind getriebenes Papier über die Straße rasseln hörte. Es war im März, und wir hatten eine von den schönen lauen Nächten mit warmem Wind und ein paar Regentropfen, die so vorsichtig herabkommen und sich kaum getrauen, niederzufallen. Im Lärm der

Tauentzienstraße hatten wir uns unterhalten, nun machte die stille Straße uns plötzlich still. Wir waren uns jetzt näher, ganz nah, das machte uns befangen. So gingen wir stumm nebeneinander. Das Papier trieb vor uns her, die paar Regentropfen hatten es nicht schlaff gemacht, es knarrte. Wir fühlten wohl beide unsere Zusammengehörigkeit, aber wir standen diesem Empfinden hilflos gegenüber, weil wir noch zu weltfern waren. Ich war es damals auch noch. Durch kindische Angst vor irgendeinem Abschluss haben wir die Stunde versäumt. Denn es war unsere Stunde. Als wir uns an der Haustür verabschiedeten, konnten wir das letzte Wort nicht finden, und wir erzählten uns plötzlich Witze, banale, belanglose Witze, hastig und erregt, als ob irgendetwas dadurch gerettet werden sollte.

Als wir am andern Morgen am Bahnhof Abschied nahmen, machte ich einen verspäteten Versuch, irgendein Ziel bei Dir zu erreichen, und fragte, nachdem wir über unsere Zukunftspläne

gesprochen hatten: „Und welche Zukunft wird unsere Freundschaft haben? Da antwortetest Du: „Sie soll sich in gerader Linie fortentwickeln.“

Dieser etwas pathetische Ausdruck imponierte mir damals sehr, aber er erschien mir als eine Abweisung, als ein Hinweis auf das „Nur-Freundschaftliche“. Vielleicht wusstest Du selbst nicht so recht, was Du damit meintest. Und vielleicht war es nur wieder diese Scheu vor der Aussprache. Aber nun wollen wir uns länger nichts weismachen: jetzt lieben wir uns, mit der alten wieder erwachten oder mit einer ganz neuen Liebe. Hast Du mir damals das Wort abgeschnitten, so hast Du es mir durch Deinen ersten Brief wieder erteilt. Er hat mir gezeigt, dass ich nicht vergessen wurde, und dass es unter seiner spielerischen Oberfläche eine Tiefe gab. So bitte ich denn jetzt: „Gehöre mir an, Ruth. Sei meine Frau.

Ich grüße Dich und bitte, mich nicht lange auf Antwort warten zu lassen. Florian.

Liebster Florian!

Was soll ich Dir anderes antworten? Ich
gehöre Dir. Ruth.

Damit brach der Briefwechsel ab, und es folgten wieder tagebuchartige Aufzeichnungen. Sie lagen mit den Briefen zusammen im Skizzenbuchdeckel. Doktor Wyls brauchte Zeit, sie in einen Zusammenhang zu bringen. Er hatte nun die Scheu vor dem Eindringen in Ruths Geheimnisse ganz überwunden. Er suchte, wie selbstverständlich, beim Lesen einer spannenden Erzählung nach Fortsetzung und Schluss. Er kombinierte, dass Ruth und Florian sich verlobt hatten, und dass dieses Verlöbniß wieder gelöst wurde. Den Grund dieser Auflösung fand er auf Umwegen, denn der entscheidende Brief war nicht vorhanden. Dieser Grund traf ihn hart. Er konnte ihn nicht in Einklang bringen mit Ruths Persönlichkeit. Sie trat aus ihrem Rahmen heraus, wurde fern

und fremd. Aber entstellt wurde sie nicht. Doktor Wyls stand dem Leben der Frauen zu fremd gegenüber, um ganz gerecht zu urteilen, er schuf hinzu und nahm hinweg, wie es seiner Güte am besten dünkte. Gab es eine Schuld Ruths Florian gegenüber, Doktor Wyls milderte sie, sah über sie hinweg, wie er über die kleinen Fehler in den heften seiner Schüler wegsah, die er vermerkte, aber nicht anrechnete. Er, der den Menschen fernstand, war allem Menschlichen nah.

Und dieses waren die Aufzeichnungen.

Florian!

Du hast meinen Brief unbeantwortet gelassen. Vielleicht kommt Deine Antwort heute noch, aber ich bin in Unruhe. Habe ich mich falsch ausgedrückt? hast Du mich richtig verstanden? Hast Du verstanden, dass Dir nichts genommen wurde? Dass ich fern war, jenseits von allem Geschehen? Florian, ich liebe Dich, wie eine Frau einen

Mann, wie ein Mensch einen Menschen lieben kann, wie ein Geschöpf das andere liebt!

Wie soll ich meine Liebe zu Dir ausdrücken?

Vielleicht war es gerade diese Liebe . . .

Nein, nein, es war ein Augenblick der Bewusstlosigkeit, von einem brutalen Menschen ausgenützt. Nichts weiter.

Florian, Du hast mir oft gesagt, dass nie eine andere Frau Dir das Empfinden gegeben habe, das ich Dir gab. Florian, Du kannst mich nicht missverstanden haben, Du musst mich begreifen können, Du musst mir verzeihen! Du wärest nicht Du, wenn Du es nicht könntest!

Florian, ich gebe mich in Deine Hände!

Ruth.

Dieser Brief kam uneröffnet zurück; so braucht es mich nicht zu gereuen, mich vor ihm erniedrigt zu haben. Aber dass er ihn so zurückschicken konnte! . . .

Warum habe ich es Florian gesagt?! Weil ich nicht mit einer Lüge zu ihm kommen wollte? Weil ich sein Vertrauen nicht betrügen wollte? Ich weiß es nicht, ich musste es ihm sagen. Ich bin allem Unreinen abgeneigt, allem heimlichen und Unwahren. Dass jene Stunde sein konnte, ich kann es nicht fassen. Ich hatte mich von mir entfernt, wie man sich von seinem Haus entfernt, für das, was dort inzwischen geschieht, kann man nicht verantwortlich gemacht werden. Aber das Alibi meiner Seele oder meines Verstandes kann ich nicht erbringen. Stutz hat mir vor Kurzem noch einmal geschrieben, er bietet mir — zum dritten Mal — an, mich zu heiraten. Und wenn ich eine ganz Verlorene wäre, nie würde ich in Stutz meine Rettung suchen. Er ist ganz verworfen. Er erweckt, ohne selbst zu erwachen. Er zündet an, ohne selbst zu glühen. Er ist ein prachtvolles Geschöpf, schön und voll Gaben, aber er ist ein nichtswürdiger Mensch.

Wenn ich jetzt einen Menschen fände voll
Güte, ich wollte dankbar sein!

Wo soll ich ihn finden?

Zu Hause? — Lieber Gott!

Wenn ich ihnen mein Geschick erzählen
wollte!

Nein, das darf ich gar nicht ausdenken. Es ist eine Unmöglichkeit, das Ende zu denken. Wenn ich jetzt nach Hause zurückkehrte, würde ich meiner Familie ganz verlorengelassen, das will ich nicht, schon ihretwegen nicht, denn sie haben mich ja doch lieb. Ich habe sie auch lieb. Ja, ich habe sie lieb. Ich nenne das „Schaufensterliebe“. Es steht dort irgendetwas hinter der Scheibe, ein Bild, eine Statue, ein Buch, man kann es nicht besitzen, es ist zu teuer, oder irgendwie sonst unerreichbar. Man geht zu ihm, blickt es an durch die Scheibe und verlässt es mit dem Bewusstsein, dass man es nie zu Eigen haben wird.

So ist es mit meiner Familie Und mit meiner Heimat: Ich liebe sie und möchte sie besitzen, aber

ich kann sie nicht erreichen. — Es liegt wohl an mir.

„Tapfer, mein Kind, tapfer!“ sagte unser alter Zahnarzt zur Ermutigung, wenn er mir einen Zahn ziehen sollte.

Solange ich es aushalte, werde ich tapfer sein.

Ich werde versuchen, das Leben in anständiger Form zu überwinden. Ich bin noch jung und meine Kraft ist nicht gebrochen. Ich will wollen.

Warum hat Florian mich von sich gestoßen, so von sich gestoßen? Ohne ein Wort, einen Laut! Diese furchtbare Stille!

Wie kann ein Mensch einen andern, der ihm nahestand, so verlassen?! Dem schwersten Verbrecher schenkt man ein Wort.

Ich bin lautlos abgetan.

Hat es ihn so schwer getroffen, dass er verstummen musste? Oder habe ich ihn zu hoch gewertet und muss nun einsehen, dass ich mich verschleudert habe, verschwendet an einen Wertlosen?

Das eine ist so schwer zu tragen wie das andere.

Florian! Er war meine umgrenzte Welt, in der alles Harmonie war.

Ich will nicht pathetisch sein und nicht sentimental, ich will mich wieder auf meine alten Ziele besinnen. Ich will mich nicht hin und her werfen lassen! —

Mein Gott, wie schön ich das alles hinschreibe! Und während ich es schreibe, denke ich nichts als: Florian ist mir verloren, ich werde ihn nie besitzen, nie mehr seine Stimme hören, seine Hand fassen, seine Küsse fühlen.

Nie mehr von ihm geliebt sein!

Nicht Abgeschicktes!

Diese Aufschrift trug ein verschlossenes Kuvert mit scheinbar flüchtig hineingeschobenem Inhalt. Vor dieser Ausschrift machte Doktor Wyls halt. Wenn er sich bei all den andern Aufzeichnungen über das Unehrlliche seiner Handlungsweise hinweggesetzt hatte, in diesem Fall kam es ihm

peinlich zum Bewusstsein, dass er unrecht handele. Aber er konnte sich nicht mehr bezwingen. Wem schadete er damit? Was diese Briefe auch enthalten mochten, sie konnten ihm Ruths Bild nicht trüben. Vielleicht waren es auch nur harmlose Berichte. Er glaubte selbst nicht an diese Annahme, aber er betrog sich mit ihr. Doktor Wyls war ein ehrlicher Mensch in allen realen Dingen des Lebens, nur sich selbst gegenüber war er nicht immer ganz aufrichtig. Er redete sich ein, seine Natur überwunden zu haben, meinte, dass der lange Aufenthalt in nüchterner Umgebung ihn selbst nüchtern gemacht habe. Dass er kühl geworden sei, abgestumpft den kleinen Sensationen gegenüber, die das Leben ihm doch hier und da brachte. Er redete sich ein, dass er sie nur noch einfach registriere als Tatsachen, die nur die Oberfläche seines Empfindens streiften. Und doch konnte der Klang einer Stimme, ein Farbenton, ein landschaftlicher Reiz oder die Schönheit eines

Kindes ihn immer noch so tief berühren, dass er sie tagelang mit sich trug.

Und so weckte das Schicksal der jungen Ruth Weber ein so starkes Echo in ihm. Darum lebte er es nach, spann es weiter und konnte sich nicht von ihm losreißen.

Er hielt die Briefe in der Hand, das Blut stieg ihm zu Kopf, Aber er war kein Held und kein heiliger. Einen Augenblick noch stand er un schlüssig. Er begann zu seiner eignen Beschwich tigung eine Operettenmelodie zu pfeifen, die ihm, ohne dass er es gewollt oder nur gewusst, im Ohr haften geblieben war. Und während er unab lässig den banalen Refrain pfiß, dessen Worte lauteten: „Eben drum, mein Schatz, eben drum, mein Schatz, benutze den Tag und die Nacht“, zog er ganz schnell, als fürchte er, es sonst zu bereuen, den Inhalt aus dem Kuvert. Es waren flüchtig beschriebene Blätter, wie in Hast und Angst hin geworfene Zeilen, die er Mühe hatte zu entziffern.

Geliebter!

Einmal muss ich Dich noch so nennen.

Da ich noch das Recht dazu hatte, machte ich keinen Gebrauch von diesem viel zu oft angewandten und missdeuteten Wort. Was ich hineinlege, ist alle Liebe und Zärtlichkeit, die mein Dasein aufzuweisen hat. Dass ich noch so rein und noch so stark für Dich empfinden kann, wundert mich, und ich schreibe es hierher, um es einmal vor mir selbst auszusprechen. Du wirst diesen Brief nie lesen, da ich nie den Mut haben werde, ihn abzuschicken. Du hast einmal gesagt, ich sei mutig. Vielleicht war ich es einmal. Damals, als ich nach der Pause in unserer Freundschaft, unter dem Deckmantel der Spielerei, den Briefwechsel mit Dir begann. Es war ein Flüchten zu Dir als dem Einzigen, den ich jemals wirklich und inbrünstig liebte. Ich hatte ganz einfach Sehnsucht nach dem Halt. Ja, ich war feige vor dem Leben, aus Feigheit erstand mein Mut zur Liebe. Das lautet vielleicht paradox, aber wenn Du mich

kennen würdest, wie Du es nicht tust . . . Ach, wozu . . . ?!

Wozu dies alles noch? Es hebt Dein Schweigen nicht auf.

Aber dieses Schweigen erdrückt mich. Nie werde ich wieder frei atmen können. — Bin ich eine sklavische Natur? Warum liebe ich Dich noch? Ich weiß es nicht.

Ich liebe Dich!

Ruth.

München.

Wäre ich damals nicht nach Wien zurückgekehrt, würden meine Sachen vielleicht nicht ganz so verpackt worden sein, wie ich es gewünscht hätte, aber mein Leben wäre gerettet worden.

Was soll ich jetzt damit anfangen?

Ein neues Leben beginnen? — Auch so ein schöner Satz der Braven oder brav Gewordenen.

Als ob wir jemals das alte Leben los würden!

Florian hätte mich damals nicht fortlassen

sollen, oder er hätte mitgehen müssen. Warum hat er es nicht getan?

„Hätte müssen!“

Ich bin das erbärmlichste Geschöpf unter der Sonne!

Mit was für Plänen kam ich zur Freiheit!

Als sie mich von Haus fortließen, allein nach Berlin, jung und dumm, dachte ich, das ist nun die Macht, die du erhalten hast, die Macht über dich selbst.

Ja, ich habe sie dazu bekommen, um sie zu verlieren. —

Ich bin in der Nacht von Wien abgereist, niemand sollte meine Flucht sehen, dieses Fliehen vor mir selbst. Fünf Tage hab ich eingeschlossen im Atelier gesessen und auf Florians Antwort gewartet, oder auf ihn selbst. — Jetzt kann nichts mehr kommen. Nie mehr.

Es ist, als ob ich auf dem Meeresgrund liege. Oben fahren die Schiffe über mich hin . . .

Zuerst dachte ich, dass ich wahnsinnig würde,

ich weiß nun, dass es nicht geschehen wird. Auch das Leben werde ich mir nicht nehmen, vorläufig nicht. —

Wohin sollte ich anders gehen!

Mit München verknüpft sich immer irgendeine Hoffnung.

Ich habe keine Hoffnungen und doch zog mich der Klang „München“.

Es ist ja auch gleich, wo ich bin. hier läuft so vielerlei herum. Beschädigte Existenzen. Man ist tolerant hier. Ich kann jetzt keinen Kreis gebrauchen und keine Clique, fremde Menschen müssen um mich sein. Ich werde arbeiten.

Ich versuche mein Leben fortzusetzen Anders kann ich es nicht nennen. Ich komme mir vor wie ein Sträfling, der seine Haft absitzt. Nur, dass auf mich keine Freiheit wartet. Ich bin hier mit vielen Leuten zusammen. Wer kennt den andern? Wir plaudern, wir lachen, wir arbeiten zusammen.

Wir bewundern Natur und Kunst, lassen uns von denselben Dingen begeistern, von den gleichen abschrecken und sind uns doch so tief fremd. Viele sprechen von ihrem Schicksal, analysieren es, ihnen wurde ihr Schicksal nicht zum Geschick. Ein Geschick macht stumm, macht verstummen. Aber dieses Stummsein ist schwer zu tragen. Mir ist zuweilen, als ob eine andre neben mir mein Leben führt, ich selbst fühle mich außerhalb stehend. Ich hoffe, es wieder zu mir zu zwingen oder mich zu ihm. Ich hasse die Feigen, die alles von sich werfen. Ich habe den Willen zur Kraft.

Alles schöne Worte!

Meine Liebe und Sehnsucht nach Florian wird nie enden. —

Dana Turm sagt: „Unglückliche Liebe ist ein Charakterfehler.“ — Dana ist der freieste Mensch, den ich kenne. Freundschaft möchte ich nicht mit ihr schließen. Ich schließe überhaupt keine Freundschaften mehr, ich habe immer Pech

gehabt damit. Meine erste Freundin Anita, das einzige Kind aus meiner Klasse, das mir gefiel, verzog nach einer andern Stadt. Wir schrieben uns zuerst noch, aber Kinder schreiben nicht gern Briefe, sie müssen schon so viel für die Schule schreiben. So verloren wir uns. Dann Hans, der Spielkamerad! Er wurde weder Zirkusdirektor, wie er mir so fest versprochen hatte, noch Geschichtsprofessor. Ein schlechter Bursch ist er geworden und in Argentinien zugrund gegangen. Und dann Ellen. Wenn sie nicht gestorben wäre!

...— —

Ich habe meinen Akt gemalt, aber aus einer albernen Scheu heraus hab ich ihm einen andern Kopf gegeben. Ich hab die Veronika genommen, die ungefähr meine Figur hat, und trotzdem sie ein kleines Luder ist, ein ganz kultiviertes Gesicht besitzt. Sie war ganz erstaunt, als ich nur ihren Kopf wollte, fast beleidigt, dass ich den berühmten Körper ablehnte. Ich habe ihr irgendwas vorschwindeln müssen. Immerfort hat sie mir

versichert, dass er doch grad das Beste an ihr sei. „Ein Gesicht hat ein jeder,“ sagt sie, „aber so einen Körper, den können Sie lang suchen!“ — Ich hab selbst einen guten Akt und wollte ihn einmal festhalten. Aber ich werd der Veronika nicht das Geschäft verderben. Ich bin nicht wie Dana, die sagt: „Wenn ich ganz drunter durch bin, werd ich Aktmodell.“ Dana wird nie drunter durch sein. Sie hat einen so wunderbaren Leichtsinn, eine klassische Lebensfreude. Sie wird vielleicht nie einen Mäzen für ihre Bilder finden, aber ganz sicher einen für sich selbst. In ihrer zügellosen Ausgelassenheit liegt immer Grazie. Man nennt sie hier die „Urzelle“.

Es ist etwas daran.

Einmal sagte jemand: „Dana, Sie sind ein grässlicher Egoist!“ — „Ja, ich interessiere mich für niemand so wie für mich selbst.“ —

„Tapferes Mädchel!“ sagte neulich mal die alte österreichische Gräfin, die hier wohnt, zu mir. Wenn sie wüsste, wie tapfer ich bin, was meine

Tapferkeit mich kostet! Sie meinte nur, weil ich mich so durchschlagen muss, viel arbeite, mit aller Energie Geld zu verdienen suche. —

Neulich hatten wir eine spiritistische Sitzung, halb im Scherz. Ein Herr nahm die Sache aber ernst und zitierte Geister, Intelligenzen. Ich fragte, ob man den Geist Lebender zitieren könne. Da sahen mich alle an, lachten und riefen durcheinander: „Aha! Oho! Wenn er Geist hat!“ Ich wurde ganz blass und fing an zu zittern, denn ich hatte wirklich an Florian gedacht. Ich ließ mir aber nichts anmerken und blieb da. —

Neulich abends erzählten wir uns Gespenstergeschichten, einer immer tollere als der andere. Ein junger Amerikaner erzählte die schrecklichste, es war gut, dass er so schlechtes Deutsch sprach, das nahm der Sache das Grausige. Trotzdem wir am Schluss uns selbst verspotteten, dass wir wie die Spinnstubenmädchen uns gruseln gemacht hatten, trotz unseres Lachens über den Amerikaner, blieb ein leises Gefühl des Grausens. Wir sahen es uns

gegenseitig an, aber niemand gestand es ein. Als wir auseinandergingen und ich vor meinem einsam gelegenen Zimmer stand — meine Nachbarin, Fräulein Steinert, war verreist —, überfiel mich plötzlich eine wahnsinnige Angst. Ich wollte sie überwinden und öffnete energisch die Tür. Da lag der kleine Raum ganz blauweiß vom Mondlicht da. Der Schrank war weit geöffnet wie ein aufgesperrter Rachen, aus dem meine hellen Kleider wie Zähne hervorsahen. Mich erfasste namenloses Entsetzen, nicht vor nächtlichem Spuk, die Wirklichkeiten des Lebens starrten mich an. Zum ersten Mal nach dem Geschehen in Wien kam es mir ganz nüchtern und klar zum Bewusstsein, dass mein Leben zerstört ist. Jetzt, ganz unvermittelt, ohne allen Zusammenhang, trat es vor mich hin in seiner ganzen kühlen Brutalität. Ein Gefühl übermäßigen Ekels ergriff mich, ich dachte, nicht weiterleben zu können. Es zittert noch in mir nach. Werde ich weiterleben können ohne Florian? —

Gestern sah ich vor einer Plakatwand eine Maronenverkäuferin stehen. Die Kohlen glühten unter der Pfanne, und eine kleine Laterne warf ihr Licht über die grellbunten Reklamebilder und den noch ziemlich frischen Schnee. Das möchte ich malen.

Ja, ich möchte! . . .

Heute ist die alte österreichische Gräfin ausgezogen. Es tut mir leid, sie hatte für mich so etwas heimatliches, aber anders, als meine Heimat für mich hat. Sie stammt aus einer verschollenen Zeit, aus jener Zeit, in der man sich noch lange Briefe schrieb und über die Bücher, die man las, nachdachte. In der es noch Herzlichkeit gab und Eingehen auf die Interessen der andern. In der die Tage kürzer und die Stunden länger waren. Wo den Frauen die Schranken, die sie einschlossen, geschmückt wurden. — Sie zieht aus, um billiger zu wohnen, noch billiger, trotzdem das kaum zu finden ist. Sie hat sich ein kleines Stübchen hier ganz in der Nähe genommen. Es ist so winzig,

dass ihre drei großen Stühle kaum hineingehen. Von diesen Stühlen trennt sie sich nicht, denn sie sind der Rest einer schönen, längst verschwundenen Einrichtung. Sie bewohnte einst ein Schloss in Mähren. Ihr leichtsinniger Mann hat sie um Geld und Besitz gebracht und sich dann erschossen. Sie kann bei Verwandten leben, wenn sie mag, aber sie mag nicht. „Mein eigener Herr muss ich sein, und wenn’s unterm Dach ist,“ sagt sie. Das Geld, das sie erspart, bekommt ihr Sohn, der „Dichter“. „Er kann nicht etwas leisten, als bis er pekuniär sichergestellt ist,“ sagt sie. Die fünfzig Mark, die sie zurücklegt, sollen ihm dazu verhelfen. Die Verwandten wollten ihn ins Kadettenhaus stecken, aber er ist eine „freie Natur“, sagt sie. Auch soll er kein „Handwerk“ lernen, womit sie einen Beruf meint. Er bummelt, wie es scheint, vertut das bisschen Ersparte seiner Mutter und schickt dafür von Zeit zu Zeit ein schlechtes Gedicht. Die Gräfin kommt mit jedem Gedicht an, liest es vor und vergießt Freudentränen über diese elenden

Schmarrn. Sie sucht auch immer nach einer reichen Frau für ihn. Manchmal sagt sie: „Da ist ein Mädcl, wenn die Geld hätt’, die Familie ist schon gut genug, und hübsch ist sie und gescheit.“ Oder: „Die kleine Soundso, Geld hat sie ja, aber sie ist nicht gentil, und der Tonerl hat so einen Schönheitssinn.“ — Ich bin ihre Vertraute. Auch zu mir hat sie schon gesagt: „Fräulein Ruth, eine Frau wären Sie schon für den Tonerl, aber Sie sind halt keine Partie.“ —

Ich war gestern unfreiwillig Zeuge einer Tragödie oder war es nur eine Tragikomödie? Neben mir wohnt ein nettes, einfaches Mädchen, Buchhalterin in einem Engrosgeschäft, Fräulein Steinert. Man hört und sieht wenig von ihr, da sie morgens früh fortgeht, über Mittag in der Stadt bleibt und erst am Abend zurückkommt. Sie ist hübsch, hat ein etwas strenges, gut geschnittenes Gesicht.

Ich saß also gestern bei der Arbeit, ein Plakat für eine Blumenhandlung. Es machte mir

Freude, mich da ein bisschen farbig austoben zu können, und ich war so bei der Sache, dass ich zuerst gar nicht auf das Gespräch im Nebenzimmer achtgab. Die Wände sind hier sehr dünn, und wenn nur ein bisschen laut gesprochen wird, kann man jedes Wort verstehen. Ich hörte also, nachdem schon etwas vorausgegangen sein musste, mit lauter Stimme sagen: „Ich wollt’ doch zuerst zu Ihnen gehn, Fräulein, eh’ ich bei den andern Damen anfrag’, weil ich doch gemeint hab’, dass es die Ihre ist.“ — „Ja, ja, es ist auch die meine. Ich hatt’ mich schon so geärgert, weil es so eine teure Nadel ist. Diese breiten Schildpattnadeln halten sich immer so schlecht in meinem Haar, sie springen heraus, weil es so trocken ist. Na, Kathi, wollen Sie sonst noch was? Ach so! Na ja, warten Sie mal, einen Finderlohn sollen Sie haben.“

„Aber, nein, Fräulein, das wollt’ ich ja gar nicht, Lassen S’nur. Geld wollt’ ich keins.“

Aber . . . Fräulein . . . wissen S' auch, wo die war, die Nadel da?

„Wo denn?“

„Sein S' nur net bös, aber . . . aber sie war auf 'm Herrn Scholz seinem Zimmer.“ — Dann kam eine kleine Pause. Ich überlegte, ob ich hinausgehen sollte, aber da sprachen sie schon weiter, und ich war neugierig, saß mit schlagendem Herzen und lauschte, horchte, was da nebenan herauskommen würde. Herr Scholz war ein sehr leichtfertiger junger Maler. Nach einer kurzen Pause sagte Fräulein Steinert: „Ach ja, richtig, vorgestern Abend hat Herr Scholz mir seine Skizzen gezeigt, da hab ich mich immer so tief über die Zeichnungen gebückt, dabei ist sie gewiss herausgefallen.“

Dann kam wieder eine kleine Pause. Ich dachte, sie müssten nebenan mein Herzklopfen bemerken. Ich hatte aus diesem leichten Ton die Lüge herausgehört. Jetzt kam wieder die Stimme des Mädchens, breit und ruhig, als ob es sich um

eine Kanne Waschwasser handle. „Bitt’ schön, Fräulein, aber die Nadel lag ja gar net so im Zimmer, die war hinter die Matratze gerutscht . . .“ —

Mir stockte das Herz, ich hätte dieses Mädchen erschlagen können. Ich war so erregt, dass mir der Pinsel mit Kobaltblau aus der Hand fiel und mir meinen Entwurf verschmierte. Ich achtete nicht darauf. Nebenan entstand eine lange Pause, dann sagte das Stubenmädchen wieder ganz ruhig und selbstverständlich: „Fräulein, vor mir brauchen S' sich net zu schenieren, ich weiß's ja längst. Und dann überhaupt — ich bin dem Herrn Scholz auch schon zuweilen gefällig gewesen, ich weiß schon, wie der ein'n überreden tut.“ — Nebenan schrie es aus, ein sonderbarer heiserer Laut:

„Was . . . was soll das heißen . . . gefällig?“

„Ganz genau dasselbe, Fräulein, nur dass wir das so nennen.“

„Nein . . . nein! . . . Sie lügen!“

„Also das müssen Sie jetzt nicht sagen, sonst

werd ich falsch. Na, ich will's net übelnehmen, weil Sie jetzt in so einer Aufregung sind. Für unsereins, da is das ja net so was Besonders, in so einer Pension da kommt das halt schon a mal vor, und ein junger Kunstmaler nu schon gar. Un bei uns zu Haus auf 'm Land — ja, mein Gott, wissen S', ein Kind hab' ich ja auch schon. Schaun's, und grad deswegen muss ich doch auf die Trinkgelder schauen, wo hier sowieso nix los is damit . . .“

Es erfolgte keine Antwort, nur ein leises Stöhnen drang herüber. Dann kam wieder die Stimme des Mädchens: „Na, reg'n S' sich nur net so auf! Ich hab Sie ja bloß wollen aufmerksam machen, dass Sie sich ein bisschen in acht nehmen, denn grad der Herr Scholz, das is ein Arger. Reden tu ich net drüber, da können S' sich drauf verlassen. Soll ich Ihnen vielleicht ein paar Baldriantropfen holen, das is sehr gut für die Beruhigung.“

Und dann nach einer Pause: „Ich dank schön,

Fräulein, ich dank vielmals, aber ich hätt ja auch ohnedem nix weitererzählt. Und überhaupt die andern Mäd'el — un das is gar net so gefährlich. Na also, dann geh ich jetzt.“ —

Ich atmete tief auf. Am liebsten wär ich jetzt nebenan hineingegangen und hätte die dort in die Arme genommen, aber ich fürchtete, meine Mitwisserschaft könne sie verletzen. Ich verhielt mich so still, wie ich es nur vermochte. Nach einiger Zeit ging nebenan die Tür und wurde von außen abgeschlossen, dann entfernten sich Schritte. Ich stand auf. Ich war ganz erstarrt und fror, trotzdem es im Zimmer warm war.

Ja, das war vielleicht noch schlimmer, als was ich . . . Ob sie ihn auch liebte wie ich Florian?!

O sicher, ein Mädchen wie sie liebt gleich mit voller Leidenschaft, grade diese Ernsten, Pflichtgetreuen. Was würde aus ihr werden? Plötzlich ergriff mich eine Angst um sie, wenn sie sich nun etwas antäte? Sollte ich ihr nachlaufen? Sie ganz harmlos bitten, eine Strecke weit mit

mir zu kommen? Es war Sonntagmorgen, also nicht auffallend, wenn ich spazieren ging. Ich setzte meinen Hut auf, fuhr in den Mantel und lief hinter ihr her. Ich rannte dem Englischen Garten zu, dachte bestimmt, sie dort zu finden. Ich lief hin und her am Klein-Hesselohrer See. Er lag friedlich da, Leute spazierten an seinen Ufern. Das Wasser, das nur am Rand wenig gefroren war, spiegelte die Sonne wider. Die Hängeweiden legten ihre nackten Zweige auf die Eiskruste. Von den Bäumen tropfte es, manchmal fiel mit sanftem Aufschlagen ein Stück gefrorenen Schnees herab. Hin und her lief ich, ohne sie zu finden, bis zum Aumeister. Als ich ganz erschöpft nach Hause kam, saßen die andern schon bei Tisch, auch Fräulein Steinert saß hinter ihrem Suppenteller und unterhielt sich mit ihrem Nachbar über die Ausstellung im Glaspalast. Kathi bediente, und es war, als ob nichts vorgefallen wäre. Ich hatte plötzlich ein fades Gefühl. Also so etwas gab es.

Fasching!

Ich komme mir vor wie der Pierrot auf dem Grab!

Hätte ich doch ein bisschen wirklichen Humor!

Florian meinte, dass ich ihn habe, aber gerade er muss mich erkennen lassen, dass er mir fehlt.

Oder ist es zu viel von mir verlangt, mein Geschick humoristisch zu nehmen? —

Wir gehen heute alle zusammen in die Schwabinger Brauerei. Seit Tagen sitzen sie alle im verlassenen Atelier des Herrn Scholz und schneiden. Wände und Fußböden werden beraubt, denn Wandbehänge und Teppiche sind Hauptbestandteile ihrer Kostüme. Zwei von den Herrn tätowieren sich, das heißt sie malen es nur auf, aber da das eine mühsame und langwierige Arbeit ist, stehen sie seit längerer Zeit jenseits von Schwamm und Seife. Die Körperkultur leidet unter der der Maske, aber das macht nichts, der Fasching ist eine Ausnahmezeit, er hat andere Gesetze.

Es ist eine Freude zu sehen, was für geschickte und geschmackvolle Schneider es unter den jungen Künstlern und Studenten gibt. Die sich sonst jeden Knopf von der Wirtin annähen lassen, verfertigen jetzt eigenhändig die schönsten Sachen.

Ich habe mir ein Kostüm ausgedacht, das mich wahrhaft verbergen wird, ich gehe als ägyptischer Eseljunge. Ich werde einen blauen Kittel tragen und ein braunes Gesicht. Wenn das nicht Maske ist! Ich wollt, ich wär es in Wirklichkeit — Alles das ist so furchtbar komisch für Leute wie mich. —

Dana Turm ist durchgebrannt mit einem reichen jungen Mann aus guter Familie. Es gab zuerst eine große Aufregung, aber sie sind hier ja keine Spittelweiber, schließlich kommt so was öfter vor. Sie hat ihn natürlich zum Durchgehen angestiftet, denn sie wusste ganz gut, dass er sie nicht heiraten würde, wenn er im „Schoß der Familie“ bleibt.

Ich fragte Dana einmal, nachdem sie wieder

ein leichtfinniges Abenteuer erlebt hatte: „Was würde Ihre Familie dazu sagen?“ — Denn sie stammt aus bester Familie. — „Wenn ich mich in den Finger schneide, tut’s mir weh und wenn ich Pralinés esse, schmeckt es mir. Familien sind ganz gut als Hintergrund, aber Sie wissen ja selbst, Ruth, wenn der Hintergrund beim Porträt zu stark mitspricht, kriegt das Bild keine Plastik.“

Man wundert sich, dass Dana so mitten im Fasching ausgerückt ist, einer ihrer „Hinterbliebenen“ meinte: „Sie traut sich selbst nicht, will sich für alle Fälle rechtzeitig in Sicherheit bringen.“

Mir tut es doch leid, dass sie fort ist, schon aus egoistischen Gründen: sie brachte mich zuweilen über mich selbst hinweg. Gleich, als wir uns kennenlernten, sagte sie: „Sie schleppen irgendwas mit sich herum, werfen Sie das über Bord.“ Und jetzt in den letzten Tagen: „Ruth, Sie sehen

schauderhaft aus, haben Sie noch immer den Ballast bei sich? Machen Sie doch ein Ende!“ —

Nun hab ich also Fasching erlebt.

Es half mir gar nichts, dass ich ein Eselsjunge war. Es war Selbstbetrug. Schade, ich hätte den Fasching früher kennenlernen sollen!

Ich hab es noch einmal versucht. Sie wundern sich so, wenn man nicht „mittut“. Also zog ich mit. Ich kam diesmal ganz einfach in einen venezianischen Schal gewickelt, den Ellen mir mal von Arco geschickt hat, hatte mir das Haar rot gepudert und trug Goldringe in den Ohren. „Schöne Venezianerin,“ sprach mich einer an, „trägst du Brokat oder Lumpen unter deiner Verschalung!“ Ich antwortete: „Beides,“ worauf er meinte: „Schade, du solltest ausgesprochener sein.“ Wir haben dann getanzt und uns noch einige Zeit unterhalten, er war angenehm, hatte eine schöne Stimme, aber zuletzt sagte er: „Du ge-

fällst mir architektonisch, wo kann ich dich wiedersehen?“ — Ich kann mich nicht auf den Ton einstellen und werde nicht mehr mitgehn. — —

—

Gestern war ich doch wieder auf einem Faschingsfest. Es sollte einen gedämpften Ton haben, das reizte mich. Es wurden nur Leute mit „besonderer Note“ eingeladen, aber man war tolerant. Da wir zu sieben in einem Auto fuhren, so war der gedämpfte Ton von Anfang an verpuscht. Drei von uns mussten rechts und vier links aussteigen, damit die Polizei nichts merkte. Dieses Fest des korrigierten Fasching bot eine Fülle unfreiwilliger Komik. Da war einer in einem wundervollen Renaissancekostüm, der über alles minderwertig Kostümierte die Nase rümpfte. Infolge seiner Arroganz bekam er keine von den geschmackvollen Damen ab, sondern musste sich mit einer ganz banalen Nymphe begnügen, die irgendjemand eingeschmuggelt hatte. Sie quittierte das Glück, einen so prachtvollen Kavalier erwischt zu haben, durch ein beständiges

gutherziges Grinsen. Der Renaissancemann sah den ganzen Abend hindurch aus, als habe er auf Pfeffer gebissen, und musste vielen Spott schlucken. — Dann war da ein Mädchen in einem Ahnenkleid aus weißem Brokat, das die Familie ihr nur unter der Bedingung geborgt hatte, dass es weder zerdrückt noch beschmutzt würde. Nachdem sie wiederholt den stillen abgeklärten Charakter des Festes betont hatte, überließ man es ihr. Kaum war sie im Saal, als auch schon ein riesiger Schwede auf sie zustürzte, sie wie ein Postpaket unter den Arm schob und in eine abgetrennte Ecke des Saals verschleppte. Hier erzählte er ihr, dass seine Vorväter Wikinger gewesen seien, und suchte es ihr „an der Hand seiner Muskelkraft“ deutlich zu machen. Das Ahnenkleid wird wohl bei dieser Gelegenheit ein wenig in die Brüche gegangen sein. — Dieses Fest der gedämpften Freude endete mit einem Skandal zwischen Komitee und Polizei auf der Straße. — Ich selbst hatte mich wieder in meinen Schiallo gewickelt,

beobachtete die langsame Entgleisung der Abgeklärtheit und fühlte mich so außerhalb des Rahmens all dieser Dinge, dass ich schnell und unbemerkt fortging. —

In dem reizenden Märchen von der Prinzessin mit dem gläsernen Herzen heißt es, dass Sachen mit einem Sprung doppelt lang halten. Vielleicht halten sie lang, das mag sein, aber der Sprung ist da, ist nicht fortzubringen. Es ist, wenn nichts anders, eine Disharmonie. —

Jetzt werde ich mich nicht mehr zum Fasching überreden lassen.

Ellens Mutter hat mir von Arco aus, wo sie jetzt einem Heim für kranke Mädchen vorsteht, einen Brief geschickt, den Ellen ihr einmal geschrieben hat. Es ist eine Stelle über mich und Florian darin, die sie mir nicht vorenthalten möchte. Sie schreibt sehr gütig dazu, dass sie annehme, ich habe mich jetzt mit meinem Geschick abgefunden. Den wahren Grund unserer Ent-

lobung weiß sie nicht, ihr konnte ich ihn nicht anvertrauen, trotzdem sie es wohl verstanden haben würde. Ellen schrieb über mich: Ruth hat Chancen für ein glückliches Leben, ob sie verstehen wird, sie auszunützen, weiß ich nicht. Sie ist ein Gemisch von Gewandtheit und Weltfernsein, Mut und Schüchternheit, wie man das bei begabten Leuten findet. Sie hat leicht einen Kreis, selten wahre Freunde, im Grund ist sie einsam. Ihr Frohsinn und ihre Lebhaftigkeit laufen wie ein paar Hündchen vor ihr her, außerhalb ihrer selbst. Ihrer kontrastierender Eigenschaften wegen wird sie selten ganz verstanden. Ich verstehe sie, liebe sie, fühle ganz schwesterlich für sie. Und ich bitte Dich, liebste Mama, falls mir einmal etwas zustoßen sollte, ein Auge auf sie zu haben, auch wenn sie schon verheiratet sein sollte, denn ich mache mir Sorge um sie. Florian ist ein feiner und kultivierter Mensch, ein angenehmer Kamerad, aber man sollte sich ihm nicht zu eng verbinden. Er ist einer von jenen, die sich anzupassen

vermögen und die sind stets gefährlich, da es im guten wie im schlechten Sinn sein kann. Dass er Ruth liebt, jetzt liebt, glaube ich bestimmt, aber wer weiß, was ihm das Leben bringt, und ob seine Liebe dann beständig sein wird. Er wird sie seinem Vater und seiner Verwandtschaft gegenüber durchsetzen, ob er sie dauernd gegen ihre Angriffe verteidigen kann und wird, muss man erst abwarten. Wäre Ruth einfach ein Mädchen aus gutbürgerlicher Familie, würden die Seinigen sich damit abfinden, aber sie ist Malerin, „Künstlerin“! Das hat nach ihrer Meinung einen Stich, bedeutet „alleinstehend“, „selbständig“ und somit „allen Möglichkeiten“ ausgesetzt. Sie lebt in Künstlerkreisen, das ist für jene eine Perspektive von schlechten Manieren, Vagabondage. Sie können die Grenzen nicht erkennen.

Und Florian — trotz allem — ist wohl auch zu stark belastet mit Tradition. Ich will hoffen, dass sie glücklich miteinander werden.

Frauen wie Ruth lieben zu ernsthaft, sie geben

alles, behalten keinen Rest und verlieren alles restlos, wenn es schlimm ausgeht. Man sollte mit seiner Liebe immer ein wenig an der Oberfläche bleiben.

Ja, ja, ich weiß, ich habe gut reden!

Ich bin nie in die Verlegenheit gekommen. Nein, liebste Mama, wirklich nicht, wenn du auch jetzt lächelst und an ein paar Namen denkst. Meine kleinen Schwärmereien gingen immer brav an der Leine. Ich hab mich von früh auf trainiert im „Nicht-zu-heftig-Lieben“, denn ich wusste von früh auf, wie es mit mir stand. Nimm es nicht tragisch, Mama, wir beide haben uns ja längst hineingefunden. Vielleicht wäre mein Leben gar nicht so schön, wie es doch immerhin ist, ohne meine Krankheit. Vielleicht hätte ich es nicht so intensiv gelebt.

Um wieder auf Ruth zu kommen: Ich hatte einen jubelnden Brief von ihr, der mich bedenklich machte. Ich möchte gern in ihren Ton einstimmen, aber ich kann es nicht. Ich fühle mich etwas

verantwortlich, da sie Florian durch mich kennen gelernt hat, aber schließlich . . . Nein, Gewissensbisse mach ich mir nicht, und auch die Sorgen will ich abschaffen. Vielleicht liegt es nur in meinem Befinden, dass ich so schwarzsehe.

Und nun reden wir von anderm, es gibt so viel anderes! In den Stunden meines Stillliegens geht mir so vieles durch den Kopf . . . — — Ja, das war Ellen, das klügste, beste und vornehmste Geschöpf. Ellen, die sich selbst hinter die Dinge stellte, die so jung war und das Leben doch so vollkommen begriff.

Hätte ich sie jetzt! —

Ich habe heute Florians und meine Briefe wechselweise geordnet. Es sollte mir zeigen, ob ich über der Sache stehe. Es hat mir gezeigt, dass sie über mir steht, dass ich immer in ihrem Schatten stehen werde.

Ich wollte die Briefe verbrennen, ich konnte es nicht, es ist, als ob zwischen ihnen noch eine Hoffnung läge. Jetzt will ich sie vor mir

verstecken, trotzdem ich weiß, dass es nichts nützen wird. Ob sie in meinem Skizzenbuchdeckel verschnürt sind oder offen vor mir liegen, es ist ja gleich, ich trage sie überall mit mir.

Ich will mich herausreißen, mich beschäftigen, mehr: mir ein festes Ziel setzen, künstlerisch oder menschlich. Viele nehmen ihre Zuflucht zu den sozialen Bestrebungen. Das liegt mir nicht. Ich kann nicht Säuglinge pflegen, wenn es nicht meine sind, ich bin egoistisch, ich kann nur mein Leben leben. Dafür trage ich aber auch meine Schmerzen so stark und ungeteilt, so tief und unverwindbar.

Könnte ich mich an einen Menschen, eine Sache hingeben, mich von mir lösen!

Ich habe heute Nacht von Florian geträumt: ich sah einen Säulengang, davor stand Florian. Er sah auf den schönen Mosaikboden. Wo ich selbst mich befand, weiß ich nicht, ich sah ihn und ich dachte: er sollte die Säulen ansehen!

Weiter nichts.

Ich wachte auf und fühlte mich einen Augenblick so glücklich, dass mir das Herz laut schlug, dann kam mir die Wirklichkeit zum Bewusstsein. Ich fühlte, wie alles von mir abfiel, so, als ob sich langsam die Glieder lösten und vom Körper sanken. Ich hoffte inbrünstig, dass es der Tod sei. Dann kamen die Kräfte zurück. Das erfüllte mich mit Wut, ich sprang auf, öffnete das Fenster und wollte mich hinausstürzen. Die kalte Luft brachte mich zur Besinnung. Ich kann mir das Leben nicht nehmen, mein Intellekt gibt es nicht zu. Ich möchte ein kleines dummes Mädchen sein, dann würde ich mich an das Leben verlieren oder den Tod suchen. Ich will mich jetzt ganz ernsthaft selbst in die Hand nehmen und mir befehlen: vergiss! Wie sagte Dana Turm? „Werfen Sie den Ballast fort.“ — —

Ich bin im Theater gewesen. Ich kann nicht mehr objektiv genießen. Ich vergleiche, leite ab, kombiniere, alles läuft auf mich selbst hinaus. Ich kann mich nicht mehr ausschalten. Neulich im

Konzert war es ähnlich. Die Musik war nur die Begleitung zu meinen Angelegenheiten. Angelegenheiten! Ich wähle dieses nüchterne Wort mit Bedacht. Ich will mich rubrizieren.

In der Pension wissen sie nicht, was mit mir los ist. Zuerst war ich ganz zugänglich, teilte ihre Vergnügungen. Das war der Anlauf zum Sprung ins Vergessen. Dabei blieb es.

Ich bin gestern durch München gelaufen, habe alles angesehen, was zu sehen ist: die schöne Krippensammlung, die Galerien und Museen. Ich fiel vor Müdigkeit um, als ich heimkam. Was bleibt von all dem? Das Gefühl, nicht vergessen zu können.

Gestern war ich mit ein paar Mädeln vom Kunstgewerbe draußen beim Skifahren. Einige liefen, wir andern sahen zu. Es sah gut aus, wie sie in ihren bunten Sweatern gegen den Schnee standen. Die Luft war prachtvoll, kalt und doch schon frühlingsmäßig. Es kamen ein paar kleine Unfälle vor. Eine behauptete, sie habe sich die

Nase verstaucht, und es wurde ihr vorgeschlagen, gleich eine Korrektur vornehmen und aus der böhmischen eine griechische machen zu lassen. Sie meinte, „dann bin ich ganz stillos mit so einem griechischen Vorsprung in der böhmischen Fassade. Da will ich lieber einheitlich bleiben.“ — Sie ist ein frisches, lebenswürdiges Mädels, auch ein paar andere sind sehr nett, aber es gibt keine Brücke zwischen uns. Sie baten mich, doch nun öfter mit ihnen zusammen zu sein. Ich versprach es. — — — —

Wenn nur dieser banale, jämmerliche Abschluss nicht wäre! Er hat mir meine Briefe zurückgeschickt und die seinen nicht verlangt. Es war ihm gleichgültig, wo sie blieben, belanglos.

Oder ist das Maske?

Kann ich ihm so plötzlich gleichgültig geworden sein?

Vielleicht leidet er mehr als ich.

Ich will glauben, dass er leidet! — —

Welcher Mann könnte die Einsamkeit einer Frau je ganz ermessen?! —

Warum hat Florian mich abgeschüttelt wie eine Raupe?

Er musste verstehen, dass ich schuldlos war.

Hätte ich mit ihm sprechen sollen? Soll ich es noch?

Er hat meine Briefe ohne ein Wort zurückgeschickt, ich kann nicht zu ihm gehen.

Ich weiß, dass ich das Schicksal vieler trage und ich will mich nicht beklagen.

Wir nehmen Sturm und Gewitter hin wie etwas Gegebenes, unsere Schicksale sind auch Gegebenes; Kismet. — —

Die Philosophie der meisten Menschen ist ganz einfach: Mangel an Glück. —

Habe ich mich in Florian getäuscht?

Oder ist das, was mir geschehen ist, für einen Mann wie ihn unverwindbar?

Wenn ich mich in ihm getäuscht hätte?!
Wenn ich mich an ihn verschwendet hätte?!

Denn das habe ich. All meine Liebesgefühle gehörten ihm, es gab keinen andern Mann in meinem Leben.

Und wenn ich mich getäuscht hätte, an meiner Liebe zu ihm würde es nichts ändern. Ich verachte mich selbst dieser Liebe wegen, aber ich kann nicht anders, ich liebe ihn.

Ich muss mich mit mir selbst aussprechen. Wenn ich schreibe, verteilt sich die Schwere, die auf mir liegt.

Sollte ich mich den Meinen zu Hause anvertrauen? Sie kennen mich nicht, erkennen mich nicht. Sie wissen nichts von meinem Leben als die Oberfläche. —

Ich weiß, warum ich das Leben ertrage: ich warte. Ich warte auf den Brief von Florian, in dem er mir schreibt: „Ich habe lange kämpfen müssen, aber nun ist das, was zwischen uns stand, nicht mehr vorhanden.“ Auf diesen Brief muss ich warten. — — —

„Ich kann so nicht weiterleben. Ich muss

Florian sehen. Nur sehen! Ich fühle meine Kraft dahingehen, ich fühle, wie ich absterbe. Man denkt immer, den Menschen der Gegenwart kann so etwas nicht mehr passieren.

Ist man mit seinen Empfindungen an Zeitalter gebunden? — — —

Ich will nach Berlin. Irgendeine Hoffnung zieht mich. Ich weiß, dass ich ihn verloren habe, aber er lebt noch, es ist doch nicht das unwiederbringliche Verlorensein durch den Tod. Wenn er tot wäre, würde meine Unrast sich besänftigen, ja, ich könnte denken, dass ich mich wieder dem Leben, seinen Interessen und Zielen zuwenden würde. Ich gehe nach Berlin, ich bin fest entschlossen. Übermorgen reise ich. Meine Sachen stehen gepackt, die Stunden habe ich gekündigt. Hinter mir liegt eine peinvolle Zeit: ein Suchen, Tasten und Nichtfinden. Ich prunkte mit Kräften, die ich nicht besaß. Vielleicht ist es das, dass ich noch zu jung bin. Man sagt, Jugend überwindet leicht, ich glaube es nicht, man hat noch zu wenig Ufer-

land. Was nützt mir mein oft gepriesener Verstand, wenn er mich dort, wo er stützen soll, verlässt?! Ich bin so verlassen von allem, von allen, von mir selbst am tiefsten. Ich finde nicht mehr zu mir zurück.

Ich weiß nicht, was ich in Berlin unternehmen werde, um Florian zu sehen. Und wenn ich ihn dann sehe . . .———

Weiter folgte nichts mehr.

Doktor Wyls saß einige Augenblicke still da, ergriffen, niedergeschlagen.

Das war Weibtum.

Dieses Mädchen, geistig entwickelt, fortgeschritten, mitten im Leben stehend, konnte es nicht verleugnen und wollte es nicht. Es war das Zurückkehren zum Primitiven: Warum liebe ich dich? Ich liebe dich.

Doktor Wyls wünschte sich die „Macht, dieses Mädchen zu erwecken, neu beleben zu können. Seine eigenen Wünsche traten ganz in den Hintergrund. Er hätte sie ihrem Glück wiedergeben

mögen. — Er legte die Briefe und Aufzeichnungen in den Umschlag zurück und verschloss ihn.

Und Doktor Wyls beschloss, diese Hinterlassenschaft Ruths ihrer Familie nicht auszuliefern. Ruth sollte nicht nachträglich aus ihrem Kreis ausgestoßen werden. Sie hatten sie nicht gekannt und sollten sie nach ihrem Tode nicht erkennen. Ihr Andenken durfte nicht befleckt werden, sie sollte bleiben, was sie ihnen gewesen war: die Abseitsstehende, die doch zu ihnen gehörte und auf deren Dasein auch nicht der Schatten eines Makels fiel, die man pietätvoll verehrte.

Doktor Wyls nahm die blaue Mappe, die schon abgegriffen war und wohl auch nicht mehr neu gewesen, als die kleine Ruth sie als Kind gefunden hatte. Er nahm die Aufzeichnungen aus Berlin und München, und er nahm den Briefwechsel aus seinem harten, grauen Versteck und trug alles zusammen nach dem ganz gewöhnlichen eisernen Ofen. Und zum ersten Mal empfand er ein dankbares Gefühl für diesen gewöhnlichen

Ofen, den er oft aus ästhetischen Gründen verwünscht hatte. Er warf alles in den dunklen leeren Schlund und zündete es an. Er sah nicht sentimental dem Züngeln der Flamme zu, sondern schloss schnell die etwas rostige Klappe. Und dann wusch er sich die Hände, denn der Ofen war lange nicht geputzt worden und hatte Spuren zurückgelassen.

Was aber Ruth Webers geistigen Nachlass anlangte, so waren seine Spuren nicht so einfach auszulöschen. Sie glommen still in ihm weiter, umfingen ihn mit einer leisen Sehnsucht, und es sah oft so aus, als habe sich Doktor Wyls in dieses junge, schon gestorbene Mädchen mehr verliebt als je in eines, das im Leben stand. — Warum war ihm diese nicht begegnet?! Warum fanden sich die Menschen nicht, die zueinander gehörten? Die Welt war voll von Sehrenden, warum erreichten sie so selten die Ziele, die sie beglückt hätten?!

Aber nun wollte er sich nicht weiter quälen um

dieses fremde Schicksal, wollte es abschütteln. Er verliebte sich nicht in eine Tote, dazu stand er zu fest im Leben. Wohl hatte sein schweres Blut ihn von Frauen ferngehalten, und er hatte nur von ihnen geträumt. Früchte trugen sie nicht, diese Phantasien von den Frauen. Aber wenn er diese Träume ganz aus seinem Leben gestrichen hätte, wäre es nur ein kühles Wandern gewesen aus einer staubigen Landstraße.

Vor andern hatte er diese Träume verborgen gehalten wie ein heimliches Laster.

Einmal fragte ihn ein Kollege, wie er zu den Frauen stehe. Es war ein noch junger Mann, der das Leben leichtnahm und die Frauen als fröhliche Erlebnisse betrachtete. Er hatte ihm geantwortet, dass er sich selber darüber nicht ganz klar sei.

„Sie sind ein Gefährlicher,“ hatte der Andere darauf erwidert.

„Sie wollen nicht entdeckt sein, ich ehre Ihre Verschwiegenheit.“

Bald darauf, und wirklich auch ein wenig aus einem Gefühl des Sichschämens heraus, darüber, dass er den Frauen so fernstand, hatte Doktor Wyls sich einem Mädchen zugewandt, einer jungen Lehrerin. Scharf an Verstand, und von lebhaftem Wesen war sie. Emporgetaucht aus niederer Sphäre, fehlte es ihr an Kultur des Empfindens. Was sie sagte und tat war logisch, aber es lag nichts zwischen den Zeilen ihres Wesens und man spürte noch die überwundenen niederen Gewohnheiten, die hier und da reflektierten. Sie entglitt Doktor Wyls wieder und hinterließ bei ihm eine Ernüchterung, die ihn so beherrschte, dass die Frauen ihm wieder fern wurden, zu Bildern, die er mit der Pracht seiner Phantasie ausstattete.

Wenn Doktor Wyls die Summe seiner bisher gelebten Stunden zog, so durfte er ganz zufrieden sein: es war ein aus hartem Grund hervorgegangenes Dasein, das sich aus schweren und langsamen Anfängen organisch entwickelt hatte

und gut fortgewachsen war. Ein bürgerliches Dasein, ein wenig einsam, aber voller Geschlossenheit und Harmonie. Und wenn die fahrenden Gefühle doch einmal revoltierten und die bürgerliche Existenz bedrohten, so musste die Kunst erhalten, und Doktor Wyls übersetzte Swinburne und veranstaltete Gemäldeausstellungen und tat sonst noch allerlei, was seinen Kollegen höchst überflüssig vorkam, was sie aber respektierten, da Doktor Wyls es mit Ernst betrieb und sie durchaus nicht damit belästigte. Und Doktor Wyls vergrub sich mit der Zeit immer mehr in diese Dinge, ein Zeichen, dass das bürgerliche Dasein einen schweren Stand bei ihm hatte.

Es gab aber Leute, denen es schlimmer erging als ihm! Da war ein Kollege, der früh und unpraktisch geheiratet hatte. Es ging ihm schlecht und es gab keine Aussicht, dass es ihm in absehbarer Zeit besser gehen würde. Dieser Mann hatte das Feingefühl verloren, ging umher und klagte. Er betäubte sich mit Anschuldigungen

gegen die speziellen Einrichtungen und vermeintlichen Feinde, die grade sein Dasein verhindert hatten, sich glücklich zu entfalten. Dass er sich durch dies fortwährende Klagen den anderen verächtlich machte, merkte er nicht. Man nahm es hin wie ein Gebrechen, ohne ihm aber die Rücksicht zu zeigen, die man einem mit einem Gebrechen Behafteten erweist. Doktor Wyls hatte ihm ein paarmal geduldig standgehalten, das hatte schlimme Folgen, denn nun hing sich der Mann an ihn, überschüttete ihn mit seinen Angelegenheiten und wehrte sich, sobald Doktor Wyls ihn beruhigen wollte. Auch suchte er ihn aus seiner schönen Gelassenheit zu bringen, die er sich schwer genug errungen hatte.

„Wenn ich Sie wäre,“ sagte er, „frei, unbelastet, unverschuldet, ohne Verantwortung! Wenn ich Sie wäre!! Ich würde nicht so still im Winkel stehen, leben würde ich!“

„Aber das tue ich doch.“

„Oh, ich würde anders leben!“

Und dann brach aus diesem vergrämten Menschen all die niedergehaltene Lebenssehnsucht. Es sprangen die hungrigen Wünsche hervor, die sich ihm selbst nie erfüllen sollten.

„Reisen!“ rief er. „Da ist die Welt! Wir zählen ihre Schönheiten an den Fingern auf, schildern sie unseren Schülern in jeder Geographiestunde. Wir zeigen mit dem Finger auf Ceylon, dieses Paradies, von dem wir träumten seit wir Kinder waren. Dort ist Ägypten, das mystische, ersehnte! Viel Näheres: Italien! Einfach lächerlich, jeder Bengel reist heute nach Italien, wir können es nicht. Nie reicht es. Wir kennen es in- und auswendig. Wir wissen, wo jede Statue steht, jedes Bild hängt. Wir werfen nur so um uns mit Palästen, mit dem Prunk der Kirchen, den köstlichen Überresten alter Kultur. Und wir können es nie erreichen. Ich nicht. Nie!“

Doktor Wyls schämte sich fast, dass er in Italien gewesen war. Es war nur eine sehr knappe Italienreise gewesen, denn sein Erworbenes durfte

nicht von ihm allein verbraucht werden. Aber jetzt kam er sich vor wie eine Macht gegenüber diesem Ärmern. — — — —

Die von Doktor Wyls veranstaltete Ausstellung wurde eröffnet. Es waren ein paar gute Namen da. Und zwischen Bravem und wirklich Wertvollem hingen die Bilder von Ruth Weber. Vor ihnen blieben die Leute am meisten stehen. Sie fühlten eine Art von Stolz, dass ihre Stadt künstlerisch vertreten war, wengleich ihnen die Bilder selbst nicht gefielen. Sie hielten auch mit ihrer Meinung nicht zurück, urteilten nach ihrer Art, aber Ruth Webers Tod milderte ihr Urteil. Eins der Bilder, eine Schneestimmung aus dem Englischen Garten, wurde von der Stadt für die Aula der Städtischen Mädchenschule angekauft. Es war eine der wenigen uninteressanten Arbeiten, aber sie lag dem Geschmack der Einwohner. Man ließ einen Lorbeerkranz mit schwarzem Flor versehen und befestigte ihn unter dem Bilde. Eine Karte trug Ruths Namen mit

einem Kreuz und darunter den Vermerk: „Von der Stadt angekauft“. Frau Weber und ihre Töchter hielten eine Art Cercle in der Ausstellung, es war, als ob sie ein zweites Mal Kondolenzbesuche empfangen. — Im Stadtanzeiger stand ein Artikel über Ruth, der mit den Worten begann: „Tiefer Schmerz ergreift uns . . .“

Und es wurden ein paar Daten aus Ruths Leben angeführt, auch kamen die Ausdrücke „erstickte Hoffnung“ und „anmutige Mädchenblüte“ vor. Doktor Wyls musste sich fortwährend gegen den Verdacht der Autorschaft wehren. Ein junger Herr, der sonst nur den lokalen Teil besorgte, hatte den Artikel verfasst. Auch er war eine Hoffnung der Stadt, aber es war nicht viel Aussicht auf Erfüllung vorhanden. Er hatte Ruth Weber still und immer nur aus der Ferne geliebt. Sie hatte es nie erfahren, denn die anspruchslosen Gedichte, die sie zuweilen erhalten hatte, waren nicht unterzeichnet gewesen, wie auch dieser Artikel nicht unterzeichnet war.

Als die Ausstellung geschlossen wurde, ließ die Familie Weber den Lorbeerkranz auf Ruths Grab legen. Und sie hielt sich ein wenig darüber auf, dass keiner von den nahen Bekannten ein Bild gekauft hatte, zumal die Preise so niedrig waren. Und dann überlegte man, ob man Herrn Doktor Wyls für seine große Liebenswürdigkeit und die vielfachen Bemühungen um Ruths künstlerische Hinterlassenschaft wohl eines ihrer schönen Kissen anbieten dürfe, oder ob ein Krug sich besser für ihn eigne. Und man kam zu dem Schluss, ihm eines der Bilder zu überlassen. Er nahm es dankend an und wählte das kleine Selbstporträt, das die Familie ebenso unschön fand wie das große in der Mansarde.

Es blieb ein leiser Glanz zurück in der Familie Weber. Sie gehörten nun zu den Leuten, die „in Betracht“ kamen, nicht ihrer sozialen Stellung halber, sie hatten nun eine „Note“, die sie aus der Alltäglichkeit hob. Und wenn auch außer dem Magistrat niemand ein Bild gekauft hatte, so

verband die Mitbürger doch eine Anteilnahme mit Webers, eine Anteilnahme, die man als Kultur-mensch zeigen musste. — — — —

Es wurde Doktor Wyls sehr eng in seinem Kreis. Es verlangte ihn nach einer stärkeren Anregung. Die Natur konnte ihm die nicht allein geben, sie gab ihm das Sich-Vergessen, jetzt aber wollte er sich bereichern. Er wollte heraus aus der Dunstschicht kleinlicher Interessen. Er brauchte den mitreißenden Atem, den starken Blutumlauf der großen Stadt. Er wollte nach Berlin.

Es traf sich gut, dass man in diesem Jahr eines Umbaues des Gymnasiums halber die Pfingstferien verlängert hatte, so brauchte man nicht so sehr mit der Zeit zu rechnen. —

Doktor Wyls fuhr durch die Landschaft, die seine Stadt umgab, und die man „lieblich“ nannte. Sie wirkte kleinlich mit ihren vielfach unterbrochenen Linien. Der Wald war „Gehölz“, der Fluss „ein Wässerchen“, die Berge „Anhöhen“.

Der Boden wurde zerstückelt von kleinen Äckern. Alles wohl eingehegt, sorglich umhütet. An den Bauernhäusern leuchteten Reklameschilder, sie standen auch zwischen den Feldern und verdarben die schönen Wiesenflächen.

Mit unfrohen Augen sah Doktor Wyls hinaus, er konnte mit dieser „Natur“ keine Fühlung gewinnen.

Er entstammte der Heide. Sie war der Festsaal seiner Kindheit gewesen. Ihre violetten und sanftgrünen Töne, die Luftstimmungen und die zarten rhythmischen Geräusche ihrer Blütezeit hatten zu ihm gesprochen. Ihre natürlichen Denkmäler, die Bäume, die so unendlich einsam standen, scharf eingezeichnet in die Himmelsfläche, waren ihm Wegweiser gewesen in das Land der Nähe. Den Raum der Ebene hatte seine Phantasie bevölkert. Unverbraucht, ungenützt, in großartiger Verschwendung, lagen die Heidestrecken unter seltsamen Wolkengebilden da, die auswuchsen zu weißen Wäldern, zu Burgen und

Felsen und wieder sanft niederglitten wie Vorhänge vor dem königlichen Blau, das alles beherrschte. Oder sie wurden zum Rahmen für die brünstigen Abendfarben, die alle Träume steigerten, in deren Glut die Helden seiner Phantasie ihre Taten vollbrachten. Er ließ die kleinen Erderhöhungen zu Hünengräbern werden und fand Runen in der Rinde alter Bäume. Er durchlebte mit den Bienen und Ameisen ihr geschäftiges Leben und war so in Traum und Wirklichkeit ganz verwoben mit dem Boden seiner Heimat.

Und auch ihre Einsamkeit ward ihm.

Dann wurde er aus diesem Kindheitsglück geweckt und musste den mühseligen Weg ins Leben beschreiten.

Die Stadt, in der er ihn begann, war klein, aber sie war wurzelecht, nicht plötzlich emporgeschossen als notwendig gewordene Werkstatt irgendeiner zufälligen Industrie, wie die Städte der Nachbarschaft, die jäh aufsprangen, ohne Knospe, um? dann plötzlich wieder stecken zu

bleiben wie ein unausgeführter Einfall. Seine Stadt hatte eine feste Wurzel unter ihrer kleinen Blüte. — — —

Doktor Wyls traf Berlin in seiner Frühlingsanmut.

Zwei hastige Semester hatte er hier durchgehert, oben, in einem vierten Stock der Marienstraße. Er hatte sie neben dem Leben dieser Stadt verbracht, in dem Bewusstsein, dass ihre Gaben vorhanden waren und der Hoffnung, sie bald zu erreichen. Aber dazu hatten die beiden kärglichen Semester nicht gelangt. Er wohnte in der Nähe der besten Theater, deren Atmosphäre er im Vorbeigehen einsog. Die spärlichen Besuche, die er ihnen machen konnte, wurden zu Feststunden, die sich ihm unauslöschlich einprägten. Und es war gut, dass der Geschmack der Zeit ein guter war und die Darsteller die besten, denn diese seltenen Stunden waren Fundamente, die vieles überdauern mussten. —

Doktor Wyls ging durch die von Leben

erfüllten Straßen und sog ihre wechselnden Bilder in sich. Alles schien ihm in der Frühlingssonne wie eine festliche Veranstaltung, die auch ihn erregte. Die Häuserfronten des Westviertels waren wie illuminiert mit Blumen, die Kleider der Frauen hellfarbig und freudig. Die grellbunten Autos, ja sogar die harten Farbflecke der Plakatsäulen trugen bei zu dem Festgepränge. Er freute sich über die frischblauen Briefkästen, die aus den öden Hauswänden vorsprangen, und vertiefte sich ganz in die schönen Fensterdekorationen der großen Geschäfte, deren Stil ihm neu war und doch gleich von ihm begriffen wurde. Er fasste das alles mit Inbrunst zusammen; nach einem langen Darben empfand er Farben und Linien wie Geschenke und gab ihnen seinen stillen Dank. — Ziellos ging er so dahin und nahm, was die Kultur der Weltstadtstraße ihm bot. Er kaufte an den Kiosken Zeitungen, erstand eine Blume für das Knopfloch, nahm andere Blumen mit, nur, um sie mitnehmen zu können. Er ließ

sich Flugblätter geben und Reklamekarten. Er schätzte Farbwerte gegeneinander ab, suchte sich mit der Architektur der Mietshäuser abzufinden, und war fortwährend beschäftigt bei seinem Müßiggang. Die bedrückende Luft Berlins erschien ihm wie Höhenluft, die ihn anregte und seinen Bewegungen Leichtigkeit gab. — Auch durch die Straßen des Studentenviertels ging er mit der leisen Wehmut und dem bescheidenen Stolz dessen, der sein Ziel schwer erkämpfen musste. Dort, wo die Medizin neben der Reitkunst wohnt, wo Manege und Krankenhaus, Theater und Kaserne sich beieinander finden, traf er dieselbe Stimmung an wie damals, nur der Straßenverkehr gestaltete sich jetzt hastiger, und die Geräusche wurden scharf durchschnitten von den Hupeschreien. — Er begrüßte die alten Firmenschilder, fand Anschläge, die das gleiche empfahlen wie zu seiner Zeit. Er ließ sich Zettel in die Hand drücken, die auf diskrete Pfandleihen hinwiesen oder den Ankauf alter Kleider

mitteilten, und jene, die einen guten bürgerlichen Mittagstisch empfahlen: für Herren 60, für Damen 45 Pfennig. Noch lagen jene Tage nicht gar so weit zurück und doch waren sie schon wie die verblässenden Photographien alter Albums, die man betrachtet, erkennt und dennoch nicht ganz begreifen kann, dass man das einmal selbst gewesen ist. Er tastete sich zurück zu den Empfindungen jener Zeit, versuchte, sie aufleben zu lassen und sah, dass sie verschollen waren.

Doktor Wyls war ein neuer Mensch geworden seit damals, er hatte sich überholt. Wohl war der Grundriss der gleiche, aber der Aufbau hatte sich verändert, strengere Formen angenommen und kühlere Farben. Aber das war nur das ganz natürliche Entfalten des reiferen Menschen, ein selbstverständlicher Vorgang, der nicht weiter überraschen durfte. — Und die Museen besuchte Doktor Wyls, die Galerien; er feierte Wiedersehen mit Altvertrautem und fand Neues und Verehrungswürdiges, das ihn in Erstaunen setzte.

In die Theater ging er und Konzerte und war wie ein Schwamm im Wasser, der sich durchtränken lässt. Es war nicht mehr der Rausch, der ihn in seiner Studentenzeit gefangen nahm, dennoch befand er sich stets in einer gewissen Erregung.

In einer vollendet guten Ibsen-Vorstellung fühlte er sich plötzlich von einem leichten Taumel ergriffen, so, dass er sich an den Seitenlehnen seines Sessels halten musste. Es war ein warmer Tag gewesen und die Atmosphäre im Theaterraum war drückend. „Die Frau vom Meer“ wurde zur Aufführung gebracht. Das Spiel ergriff ihn aus irgendeinem Grunde besonders stark, Ruth Weber fiel ihm ein. Sie stand in gar keinem Zusammenhang mit den Vorgängen auf der Bühne, auch hatte keine der Schauspielerinnen Ähnlichkeit mit ihr. Es trat ihm plötzlich das Schicksal dieses Mädchens so nahe, dass er einen fast körperlichen Schmerz empfand. Er nahm sich zusammen, suchte die sentimentale Anwandlung,

wie er selbst sie nannte, zu überwinden, was ihm auch gelang.

Nach Theaterschluss ging er durch die Friedrichstraße und ließ inmitten ihres treibenden Lebens die empfangenen Eindrücke nachwirken. Der Gegensatz war grotesk, er fand sich zuerst nicht in den Ton des Getriebes um sich. Er achtete wenig auf die Einzellerscheinungen der Straße, aber als knapp vor ihm ein Herr aus einer Bar heraustrat, stutzte er ein wenig und besann sich, wo er dieses Gesicht schon gesehen haben könne. Er stand jetzt nicht mehr unter dem Eindruck der Vorstellung, sondern war klar und nüchtern. Er sah sich nach dem Herrn um, der langsamer als er und ein wenig unsicher seinen Weg verfolgte. Und dann erkannte er ihn: es war der Kollege, der stets klagte. Er hatte sich den Bart abnehmen lassen, dadurch war der Ausdruck des Gesichtes ein wenig verändert. Er ging zurück und sprach ihn an. Der andere sah unangenehm überrascht auf, dann, als er Doktor Wyls erkannte, zeigte er

große Freude. „Sie sind es!“ rief er, „seien Sie mir willkommen in Berlin!“

„Ich wusste nicht . . .“ begann Doktor Wyls.

„Ja, Sie dachten wohl nicht, mich zu treffen. Sie wissen ja wohl noch gar nichts. Nein, gar nichts wissen Sie, aber Sie sollen es erfahren. Ich werde Sie mit meinem Glück überschütten, wie ich Sie ehemals mit meinem Elend überschüttet habe . . . wehren Sie nicht ab, ich habe es getan, das weiß ich.“

Der Mann hatte stark getrunken, Doktor Wyls suchte ihn zu beruhigen.

„Nein, hören Sie doch!“ rief er, „hören Sie doch, wir sind zu Gelde gekommen! Jawohl, wir! Und: zu Geld! Sie haben ganz recht gehört. Eine Erbschaft . . . eine Verwandte meiner Frau, auf die wir nie gerechnet hatten.“

„Das freut mich wirklich!“ sagte Doktor Wyls in warmem Ton. „Nun werden Sie alle Ihre Wünsche erfüllen können, Italien . . .“

„Nicht Italien . . . wozu? Es ist weit . . . später vielleicht. Aber Berlin!“

Er wurde von einem Passanten angestoßen und fing an zu schimpfen. Er brauchte hässliche Ausdrücke. Doktor Wyls winkte ein Auto herbei und nötigte ihn hinein. Er brachte ihn in eins der großen Hotels, in dem er logierte. Unterwegs legte der Kollege ihm seine Zukunftspläne auseinander. Der Schluss war stets: „Ich komme nach Berlin, ich muss nachholen.“ — Doktor Wyls atmete auf, als er ihn los war.

Und wieder fiel ihm Ruth Weber ein, als er jetzt durch den nächtlichen Tiergarten seinem Logis zuschritt. Die konnte nicht nachholen, ihr waren die Türen des Lebens zu früh geschlossen worden. Sie drängte sich in seine Träume. Sie stand auf der Bühne und sagte im Tonfall der Darstellerin der Hilde Wangel: „Ich kann es nicht begreifen.“

Am anderen Morgen erwachte er frisch und unbelästigt. Und er gab sich wieder seinem müßiggängerischen und doch so anstrengenden Tages-

lauf hin, bediente sich aller Bequemlichkeiten, die ein guteingerichtetes Hotel bot, drehte, spielerisch wie ein Kind, die verschiedenen elektrischen Beleuchtungsgegenstände in seinem Zimmer auf und zu und machte sorgfältig und umständlich unter Benutzung vielen warmen Wassers Toilette. Er benutzte den Fahrstuhl, setzte sich ins Lesezimmer. Er beorderte Kellner oder Stubenmädchen durch das Zimmertelephon und fühlte sich wie ein Herrscher im Kleinen, wenn sie dienstefrig erschienen. Er gab ihnen in nachlässigem Ton kleine Aufträge und fand sich selbst kindisch ohne jedoch sein Gebaren einzustellen. Es war eine Stimmung über ihm, wie früher als Knabe, wenn es in die Ferien ging. Er kaufte in den großen Warenhäusern allerhand Kleinigkeiten, die er nicht notwendig gebrauchte, nur aus Lust am Kaufen in den schönen geschmückten Räumen. Er benutzte alle Fahrgelegenheiten, die sich boten, nahm Autos, nicht, um schneller zum Ziele zu kommen, nur, weil es ihm Spaß machte. Er verschwendete ein wenig,

ward sich dessen bewusst, und auch das erhöhte sein Lebensgefühl. Besonderes Vergnügen machte ihm die Hoch- und Untergrundbahn, die zu seiner Zeit noch nicht existiert hatte. Er freute sich, wenn sie das Haus in der Bülowstraße durchfuhr oder wenn beim Hinabfahren ins Erdinnere die elektrischen Lampen sich von selbst entzündeten. Er lachte über die vielen Bitterwasseranzeigen auf diesem Wege und betrachtete voll Interesse die hübschen oder originellen Plakate an den Bahnhöfen. Er schlenderte an den weltstädtischen Hotels vorüber, die Menschenströme ein- und ausatmeten und hörte auf das Surren der Autos, das fast an Insektengesumm erinnerte. Er vergegenwärtigte sich auch die Gefahren, denen man sich auf diesen toll belebten Straßen aussetzte, wenn man nicht mit allen Sinnen achtgab. Er zitterte fast in der Lust des Miterlebendürfens dieser großartigen Tätigkeit der Stadt und es war ihm, als sei er nach langer Freiheitsberaubung zum ersten Mal wieder Herr seines Willens. Er

fühlte sich beglückt, ein Mensch der gegenwärtigen Zeit zu sein!

Zum ersten Mal kam ihm zum Bewusstsein, dass er noch jung war, dass vielleicht noch eine lange Lebenszeit vor ihm lag, und es erfüllte ihn mit Freude. Er hatte bisher gelebt mit der Aussicht auf Mauern, jetzt blickte er über sie hinweg.

Und dann geschah ihm eines Tages etwas Sonderbares.

Er ging den Kurfürstendamm entlang. Er ging in dem beschleunigten Tempo der Berliner, von denen man sagt, sie verstünden nicht spazieren zu gehen. Und es sah wirklich so aus. Alle diese Menschen schienen einem ganz bestimmten Ziel zuzustreben. Sie bewegten sich voller Energie und bei aller Regellosigkeit in einer gewissen Ordnung. Es schien irgendeine Regie vorhanden, von der alles geleitet wurde. Es war wohl der Selbsterhaltungstrieb, der diesen Massen die Dressur gegeben, sie wussten, dass sie in einer bestimmten Ordnung am besten vorwärtskamen.

Doktor Wyls beobachtete und freute sich über das exakte Ausweichen, Einstellen, Vorwärtsbewegen, das Platzschaffen in all dem Wirrsal, über die bei aller Gelöstheit fast militärische Disziplin. Er ging dahin, alles sehend, erfassend, genießend. Er ließ sich vom Geplauder der Vorübergehenden umspülen, wie von kleinen Wellen, die, kaum erstanden, schon vergangen sind. Es war etwas Fröhlich-Spielerisches, das zusammenfloss und zur großen Freude wurde, ganz einfach zur Freude über die Anmut der Zeit zwischen Frühling und Sommer. Alles Harte, Dumpfe und Ungewisse schien ausgeschlossen, alles war leichtbeschwingte Selbstsicherheit, die Atmosphäre des Wohllebens.

Doktor Wyls ging dahin in einem fast wehmutsvollen Wohlbefinden.

Der Nachmittag verlor sich in die Dämmerstunde. Unaufhörlich trugen die Gefährte Menschen zum Grunewald und vom Grunewald zurück. Hin und her schoben sich die Massen auf

den Bürgersteigen, stauten sich vor den eleganten Cafés und vor denen, die es zu sein vorgaben. Aus allen diesen erklang Musik, drang das Licht der elektrischen Beleuchtungskörper, das durch bunte Seide gedämpft, eine schwüle Stimmung erzeugte. Von den Reitwegen kam das dumpfe Aufschlagen der Pferdehufe, das man mehr empfand als hörte. Unter den dichten Baumreihen mischten sich Waldduft, Staubgeruch und Parfüm mit dem scharfen und anregenden Duft der Zigaretten. Der Tag erlosch, aber er ging sogleich in eine unwahrscheinlich helle Nacht über, eine erhellte Nacht, die wieder an irgendeine festliche Veranstaltung glauben ließ mit dem Prunk ihres Lichtes. Aus den breiten Vestibülen der Häuser, den Türöffnungen, den Fenstern der Restaurants und Cafés drang es auf die schon vom Bogenlicht erleuchtete Straße. Die Bäume warfen merkwürdig smaragdgrüne Schatten. Terrassen aus weißgestrichenem Holz dicht besetzt mit speisenden Menschen, erweckten den Gedanken, dass sie am

nächsten Tag, wenn die Schau­stellung zu Ende war, beiseite geräumt würden, überflüssige Tribünen, die den Straßenverkehr nicht weiter hemmen durften. Sie boten ein buntes Bild, aber nicht viel Abwechslung, denn die Leute an den verschiedenen Plätzen sahen einander ähnlich. Man erkannte sofort den augenblicklichen Typ: die Dame mit dem blassen von dunklem Haar schmal umrahmten Gesicht, unter dem kleinen Hut, aus dem ein Reiher oder eine Fantasiefeder hervorschoss, die der Erscheinung etwas Keckes gaben. Es kam ein gutsitzendes, doch lose wirkendes Kleid hinzu, das die Gestalt zugleich schlank und üppig erscheinen ließ. Auch der Herr der Saison war bald zu erkennen, und es gab immer zwei Spielarten: die wirkliche und die nachgeahmte Eleganz.

Doktor Wyls ging einer schlendernden Gruppe nach, ließ sich von ihr lenken. Wie es ihm zum Bewusstsein kam, musste er lächelnd seiner Knabenzeit gedenken, da ihn immer die kleinen Schleppschiffe geärgert hatten, die er „Faulschiffe“ nannte.

Ja, er gab sich der Macht der andern hin, wohligh, in einer ihm sonst fremden Energielosigkeit. Die Gruppe zog ihn bis zu einem Café, wo sie so unerwartet stehenblieb, dass er sie plötzlich überholte und, wie geschoben, den vorgezeichneten Weg in das Lokal fortsetzte.

Er geriet in einen kleinen geschmackvoll eingerichteten Raum, dessen Wände mit erlesenen Hölzern bekleidet, die Sessel und Diwane mit schöngemusterten Stoffen bezogen waren. Die Schönheit des Raumes wirkte im Hinblick auf die Insassen, die nicht im Einklang mit ihr standen, fast peinlich. Doktor Wyls fand auf einem kleinen Diwan hinter einem glasgedeckten Tisch Platz. Ganz in seiner Nähe saßen ein paar junge Leute in herausfordernd nachlässiger Kleidung, die sie mit einer gewissen Arroganz trugen. Äußerliche Schäbigkeit schien die erste Bedingung für den zu sein, der in ihren Kreis aufgenommen sein wollte. Sie saßen zwischen den andern Leuten wie auf einem Schiff, das eine abgeschlossene Welt für sich

bedeutet und nicht ohne weiteres zu betreten ist. Geschehnisse außerhalb ihrer Gesellschaft schien es für sie nicht zu geben; es gab nur das, dem sie ihre Prägung verliehen hatten. Die Gaben der Welt schienen ihnen erst wertvoll, wenn sie durch sie umgewertet waren. Nachdem Doktor Wyls sie einige Zeit beobachtet hatte, war ihm ihre Art und Weise kein Rätsel mehr. Er selbst hatte noch zu der Jugend gehört, die ihre Begeisterung zu zeigen wagte; diese versuchten sie zu verbergen, ganz abzuleugnen. Und doch blühte sie auch hier und gab den kühlen Worten Schwung. Ihr Abglanz spiegelte sich in all den geschickten Wendungen, mit denen sie sie zu verdecken suchten. Ja, die Zeit ging sehr schnell, schuf neue Formen von gestern auf heute, aber der Grundriss blieb doch immer derselbe. — Wie Doktor Wyls sich jetzt der andern Ecke des Raumes zuwandte, fuhr er plötzlich zusammen, erhob sich halb, blickte fort, um, zurückblickend, sich zu überzeugen, dass es keine Täuschung war: dort auf dem Diwan saß Ruth

Weber. Sie hielt eine Zeitschrift in der Hand und las. Ein kleiner Hut ließ ihr Gesicht vollkommen frei, die braune Haarwelle lag ein wenig tiefer in der Stirn als auf dem Selbstporträt, auch gaben Ohringe von länglicher Form dem Gesicht etwas Fremdes, dennoch: es musste Ruth Weber sein. Doktor Wyls war so beschäftigt, Bild und Modell miteinander zu vergleichen, dass er darüber fast das Wunderbare der Erscheinung vergaß. Der Kellner hatte inzwischen schon zweimal nach seinen Wünschen gefragt, nun gab ihm Doktor Wyls einen hastigen Auftrag, irgendetwas von der Karte. Bald stand ein unbekanntes Getränk vor ihm, das er schnell hinuntergoss. Es war brennend scharf, ließ eine Glut in ihm aufsteigen, die sich der Erregung, in der er sich befand, zugesellte. Er suchte sich damit zu beschwichtigen, dass er einer ähnlichen Stimmung wie der während der Ibsen-Vorstellung unterlegen sei, hervorgerufen durch eine flüchtige Ähnlichkeit. Immerhin war dies ein sonderbares Zusammen-

treffen. Halb spielerisch, begann er alle Möglichkeiten in Betracht zu ziehen für den Fall, dass es wirklich Ruth sei: Vielleicht hatte sie ihren Tod in Szene gesetzt, um ihr Leben zu verbergen. Vielleicht war sie durch das scheinbar herzlose Abschütteln Florians so tief gesunken, dass sie sich nicht wieder erheben konnte. Und es war ein Aufwand von betrügerischen Mitteln nötig gewesen, um ihr Verschwinden zu ermöglichen: man hatte einen leeren Sarg oder einen toten Hund begraben. . . — Nein, das war ja Unsinn, Phantasterei!

Aber jene dort war Ruth Weber, war das Mädchen des großen Bildes in der Mansarde und des kleinen, das man ihm geschenkt hatte. Er überlegte, wie er sich verhalten sollte. Konnte er hier hervortreten? Welche Rolle würde er dann spielen? Durfte er sich ihr entdecken als Mitwisser?

Wie aber war es möglich, dass Ruth Weber lebte, während er ihren Nachlass in Händen gehabt hatte?!

Wenn sie sich das Leben genommen hätte, würde sie wohl alles vorher vernichtet haben.

Oder war es in einem Anfall von Wahnsinn geschehen? Das war möglich. Aber wenn sie lebte, war es nicht möglich, dass sie diese Hinterlassenschaft preisgab. Wohl konnte sie auf die paar armseligen Haushaltsgegenstände und Kleider verzichten, aber ihre Studien, Briefe und Aufzeichnungen . . .

Doktor Wyls beschloss, einer Begegnung auszuweichen; ja, er wollte fortgehen, um gar nicht mehr in die Versuchung zu kommen.

Aber dann blieb er doch sitzen, festgehalten von jenem fremden Schicksal, das ihn mit suggestiver Kraft band.

Und Doktor Wyls blickte hinüber nach dem kleinen Diwan, unausgesetzt und scharf beobachtend, scheinbar in den Anblick des Nebenraums vertieft, in den man, an jenem Platz vorbei, hineinsehen konnte. Er sah, wie Ruth, immer noch

über die Zeitschrift gebeugt, das Tablett mit dem Limonadenglas näher an sich zog, und wie dadurch die ausgepresste Zitrone vom Tablett herabglitt und über den Tisch rollte. Sie blieb ganz nahe am Rand der Glasplatte liegen, bereit, jeden Augenblick herunterzufallen. Auf diesen Augenblick wartete Doktor Wyls; er musste ihm irgendetwas geben, ihn dem Geheimnis näherbringen, Allen guten Vorsätzen zum Trotz würde er die Zitrone, die überflüssig war, gar nicht mehr in Betracht kam, aufheben und auf den Tisch zurücklegen. Er würde dabei ein paar Worte sprechen, die ihm der Augenblick eingab, ein paar gleichgültige Worte, die aber doch jenes Mädchen irgendwie berühren sollten, so dass es, aufblickend, ihrem flüchtigen Dank ein weiteres Wort hinzufügte. So kam vielleicht ein Gespräch zustande, in dessen Verlauf er erfuhr, was er wissen wollte. Er sehnte sich nach diesem Gespräch. Es war eine ganz sonderbar treibende Kraft in ihm. Vielleicht konnte er dem Geschick dieses Mädchens einen

Abschluss geben, vielleicht konnte er ein letztes und schlimmstes Ende abwenden . . .

Seine Erregung stieg. Das Warten wurde ihm zur Pein.

Ruth Weber blätterte die Zeitschrift so heftig um, dass die Zitrone sich bewegte, aber sie fiel nicht.

Das Warten wurde Doktor Wyls zur Unmöglichkeit; er hätte die Musiker erschlagen können, die so unentwegt weiterspielten: Carmen, Rigoletto, dazwischen einen Niggertanz. Er hörte, dass die erste Geige vorzüglich war, und er hätte sich unbedingt über die bekannten Melodien gefreut, wäre er nicht in dieser Spannung gewesen. So aber machten sie das Warten nur unerträglicher.

Die Gruppe der Weltverächter hatte sich inzwischen um ein Mitglied vermehrt, einen jungen Mann, auf Lenau frisiert, der aber beständig aus der Rolle seiner Maske fiel, die ihm Melancholie vorschrieb; er schien der einzig Fröhliche seines Kreises.

Doktor Wyls hatte für nichts mehr Sinn: er war so hypnotisiert von der Zitrone, dass er fast vergaß, weshalb er ihr Herabfallen wünschte. Er blickte scheinbar gespannt nach dem Nebenraum, während er heimlich die gegenüberliegende Ecke bewachte.

Plötzlich stieß jemand an seinen Stuhl, verbeugte sich ein wenig im Weitergehen und murmelte eine flüchtige Entschuldigung. Und in diesem Augenblick, da Doktor Wyls für Sekunden von der Zitrone abgelenkt wurde, fiel sie wirklich herab, rollte eine kleine Strecke weiter und verschwand, ohne Hoffnung zu lassen, sie wiederzufinden, unter dem kleinen Diwan. Im gleichen Augenblick aber blickte die Dame dort in der Ecke zu dem Herrn auf, der an Doktor Wyls Stuhl gestoßen hatte und der, sie begrüßend, an ihren Tisch trat. Und nun wurde Doktor Wyls die Gewissheit, dass sein Warten, seine Sehnsucht und Hoffnung ganz umsonst gewesen waren, denn dieses Mädchen konnte Ruth Weber nicht sein. Ihre

Augen waren von einem hellen Grau- und kristallklar, während Ruth Webers Bilder dunkelbraune Augen zeigten. Diese Augen verstanden und begriffen alles, was sie sahen, schnell und scharf, es gab wenig Rätsel für sie. Vielleicht konnten sie sehr bitterlich weinen, aber sie wussten immer, um was sie weinten, während Ruths Augen, so wie sie aus den Bildern herausblickten, gewiss an vielen Dingen des Lebens herumgeraten hatten, ohne eine Lösung zu finden. Nein, es waren nicht Ruths Augen. Doktor Wyls fühlte eine heftige Enttäuschung. Er kam sich auf einmal ganz verlassen vor, vereinsamt. Und dann kam die Ernüchterung: er hatte sich verblüffen lassen durch eine Ähnlichkeit, hatte sich aufgeregt über ein Nichts.

Weil er selbst nichts erlebte, ging er den Erlebnissen anderer nach.

„Erlebnisse?!“

Er musste lächeln, als ihm dieses Wort einfiel. Die, um die es sich handelte, war tot, begraben,

er konnte sie nicht wieder erwecken. Und vielleicht hätte sie auch gar nicht erweckt sein wollen vom Tode oder vom Leben. Es war wirklich Zeit, dass er eigene Abenteuer suchte.

Aber er war ein Mensch, der keine Abenteuer fand. Es fehlte ihm die leichte Lust. Er hatte zu lange in der Ecke stehen müssen, während die schönen Dinge des Lebens an ihm vorübergetragen wurden von andern zu andern. Er hatte sich zu sehr an das Entsagen gewöhnt.

Doktor Wyls wurde sehr ärgerlich auf sich selbst. Er hatte wohl zu viel gearbeitet in der letzten Zeit, Zerstreung und Anregung hatten gefehlt, es war ganz einfach Nervenüberreizung. — Der Herr, der an seinen Stuhl gestoßen hatte, begrüßte die Dame kurz und ein wenig lässig, so, als sei er nicht lange von ihr getrennt gewesen. Er war sehr gut gewachsen, mit einer selbstverständlich erscheinenden Eleganz gekleidet und bewegte sich mit der Ungezwungenheit eines Menschen von Kultur.

Da die Weltverächter sich inzwischen entfernt hatten, konnte Doktor Wyls das Gespräch der beiden in der jenseitigen Ecke verstehen. Nach der kurzen Begrüßung sagte der Herr: „Ich nehme die Wohnung vielleicht, willst du morgen einmal hingehen und sie anschauen?“

„Gewiss, aber die Hauptsache ist, dass du aus dieser Gegend herauskommst.“

„Vielleicht gehe ich überhaupt heraus.“

„Was heißt das?“

„Ich möchte eigentlich nach Wien zurück.“

Die Dame machte eine Bewegung.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, es ist noch unbestimmt.“

„Warum sollte ich erschrecken?! Man kann auch in Wien leben. Ich bin nicht gebunden an Berlin.“

Es entstand eine Pause im Gespräch.

Doktor Wyls fühlte, dass dieses Schweigen eine Bedeutung hatte. Es wurde drückend. Die Musik, die aus dem entfernten Raum bisher nur

wie ein klingender Hintergrund gewirkt hatte, trat plötzlich wie aus einem Rahmen hervor. Es wurde jetzt ein Strauß-Walzer gespielt. Er klang mit seinem Jubel sonderbar in die schwere Stimmung hinein.

Doktor Wyls empfand sich als unehrlich, ähnlich wie damals, als er Ruth Webers Aufzeichnungen gelesen hatte.

Er wollte schnell zahlen und fortgehen, die dort drüben gar nicht mehr beachten.

Wie um Abschied zu nehmen von jener Ähnlichkeit mit Ruth, sah er noch einmal hin. Da fand er in den hellen Augen einen Ausdruck des Entsetzens, der ihn ergriff.

Und nochmals blieb er am Platze, er wollte die Antwort abwarten, er wollte warten, ob es eine Antwort gab. Er fühlte sich beteiligt. Endlich kam es matt, wie hinter einem Vorhang: „Es würde mir selbstredend sehr angenehm sein, wenn du auch nach Wien kämst.“

„Florian!“

Es war nur ein ganz leiser Ausruf, aber es riss Doktor Wyls in die Höhe. Er stand plötzlich aufrecht da, so dass der Kellner herbeistürzte in Angst, seine Zeche zu verlieren. Doktor Wyls zahlte mechanisch. Dann sank er auf seinen Stuhl zurück. Zukunft und Vergangenheit verbanden sich ihm. Er griff an die Schläfen: war das Wirklichkeit, war das Phantasterei? Wenn es seine Phantasie war, die ihm dies vorspielte, musste er sich für krank halten. Er horchte hinüber, die Musik pausierte jetzt, er hörte wie jemand im Nebenraum eine Zeitung verlangte und den Bescheid erhielt, dass sie augenblicklich nicht frei sei. Er vernahm, wie eine Dame zu ihrem Herrn sagte: „Ich denke nicht dran!“ und wie der Herr antwortete: „Auch gut.“ Er hörte und sah alles, peinlich genau, scharf konturiert. Ein Musiker trank Bier, ein anderer löffelte aus einem Glase. Ein kleiner Hund von zweifelhafter Rasse lief von seinem Herrn fort an einen anderen Tisch; dort sagte jemand: „Na, du kleene Promenaden-

mischung, wat möchtestest denn?“ Alles das spielte sich rasend schnell ab, in Sekunden.

Drüben sagte der Herr: „Ich hab mich vielleicht falsch ausgedrückt, ich würde mich natürlich sehr freuen, wenn du auch in Wien mit mir zusammen sein würdest, Tatjana.“

Doktor Wyls atmete auf. Dieser Name gab ihm die Gewissheit, dass es kein Überschuss krankhaft erregter Phantasie, dass es einer jener seltsamen Zufälle war, die uns an mystische Vorgänge glauben lassen und im Grund gar nicht so wunderbar sind, wie sie uns erscheinen.

Er fand hier die Hauptperson und eine Nebenperson aus einer Geschichte, die sich im Leben abgespielt hatte. Dass die beiden hier waren, war nicht weiter seltsam, seltsam war nur, dass er, der ihre Geschichte kannte, hier mit ihnen zusammentraf und so die Fortsetzung dieser abgeschlossenen Geschichte erlebte, eine Fortsetzung nach dem Schluss. Er sah hinüber, erkannte nach Ruths Schilderung das gutgeschnittene Gesicht mit den

blauen Augen, deren Farbe im Gegensatz zu ihrem orientalischen Schnitt standen. Er sah den schmallippigen Mund über dem Kinn, das etwas vorsprang und dem fast zu weichen Gesicht einen Zug von Energie gab.

Das also war Florian, an dem die junge Ruth Weber zugrunde gegangen war. Denn welcher Art ihr Tod auch gewesen sein mochte, ob selbstverschuldet oder infolge eines Unfalles, ihr Leben war an dem dort gescheitert.

Das war Florian! Florl! Freund F. Der „Geliebte“.

Wie er ihn kannte!

Er kannte ihn, verschönt und geschmückt durch die Liebe eines klugen und doch blind verliebten Mädchens. Er kannte ihn durch seine eigenen Briefe als den Selbstsüchtigen, den Schwachen, der seine Halbheit schmerzlich empfand und Sehnsucht trug nach einem anderen Dasein, dem aber die Kraft fehlte, es sich zu schaffen. Ganze Briefstellen fielen ihm ein, er hatte gut gelesen.

Und das war Tatjana!

Das war die junge Deutsch-Russin, die Florian vor dem Buchladen getroffen hatte, die ihn angezogen hatte durch ihre Ähnlichkeit mit Ruth. Hatte sie auch seine Liebe zu Ruth an sich gezogen und musste sie sie nun verlieren, wie Ruth sie verloren hatte? Welches Schicksal trennte diese beiden, oder war es nur sein Wille, sein Überdruß, der sie von sich wies?

Er hörte den Aufschrei aus Ruth Webers Brief, als habe ihn Tatjana ausgestoßen: „Florian, ich gebe mich in deine Hände!“

Und im Augenblick erstand ihm ein Bild, eine Szene: Ruth hatte Florian getroffen, vielleicht in diesem selben Café, das wohl sein Stammcafé war. Sie war zu ihm gekommen und hatte zu sprechen begonnen. Sie fand wohl nicht die rechten Worte in der Erregung, hatte gestockt und gezittert und sie war hoffnungslos geworden, denn Florian zeigte denselben peinlich-berührten Gesichtsausdruck wie eben jetzt. Dann hatte er sich

wohl erhoben und sie mit einer sehr höflichen Bewegung gebeten, Platz zu nehmen. Und er hatte dann wohl gesagt, wie sehr er bedaure, sie in so großer Aufregung zu sehen, und gefragt, ob er ihr vielleicht irgendein Beruhigungsmittel verschaffen dürfe. Und Ruth hatte ihn angesehen mit demselben entsetzten Blick, mit dem Tatjana ihn ansah. — Oh, er konnte sich das alles so gut vorstellen — und dann hatte sie sich gewendet und war fluchtähnlich durch das Café auf die Straße gelaufen. Sie war vorwärts gestürzt, ohne zu sehen, ohne zu hören oder zu denken, nur in dem ganz instinktmäßigen Gefühl, Raum zu legen zwischen sich und einer Vergangenheit, die plötzlich grauenhaft geworden war. Sie hatte sich wohl gar nicht das Leben nehmen wollen, aber das Schicksal war so gütig gewesen, es so zu fügen, dass sie es eben in diesem Augenblick verlor. Das alles sah Doktor Wyls einer Vision gleich vor sich. Sein Blut begann sich zu erheben wie eine Kaskade, ein sonderbar brausendes Geräusch füllte seine Ohren. Und

Doktor Wyls, der Träumer, stand auf, ging mit hastigen Schritten durch den Raum und trat an den Tisch jener beiden. Er wusste nicht, was er sprach. Es war plump, unüberlegt. Er dachte auch nicht daran, dass jene nicht wussten, wer er war, er wandte sich an Florian: „Wissen Sie, dass Ruth Weber an Ihnen zugrunde gegangen ist? Wissen Sie das? Wollen Sie jetzt ein zweites Mal jemand zugrunde richten? Oder schon ein drittes, viertes oder fünftes Mal, was weiß ich?! Aber ich will es nicht! Hören Sie, ich will es nicht! Ich werde dieses Mädchen vor Ihnen zu schützen wissen.“

Einen Augenblick saßen die beiden wie betäubt. Und in diesem Augenblick kam es Doktor Wyls zum Bewusstsein, was er sich unterfangen hatte zu tun. Er erwartete, dass Florian aufspringen und die Hand erheben werde, um ihn, den Fremden, der es wagte, sich in die intimsten Dinge seines Lebens zu mischen, ins Gesicht zu schlagen. Aber Florian erhob die Hand nicht. Es sah sogar fast

so aus, als ob er nach einer Rechtfertigung suche, nach einer Entschuldigung. Sein schönes, edles Gesicht war plötzlich einfältig geworden. Das gab Doktor Wyls sich selbst zurück. Er fühlte, wie sich etwas in ihm ordnete. „Verzeihen Sie,“ sagte er, „dass ich mich unbefugterweise in Ihre Angelegenheiten gemischt habe, verzeihen Sie auch, dass ich Ihnen jetzt weiter keine Erklärung gebe, aber ich möchte meine Quellen nicht preisgeben. Hier ist meine Karte, ich stehe natürlich jederzeit zu Ihrer Verfügung.“ Die Karte fiel auf den Tisch, Florian hatte nicht nach ihr gegriffen. Man sah ihm an, wie hilflos er war. Alle sonstigen Hilfsquellen von guter Erziehung und Selbstkontrolle versagten. Doktor Wyls verbeugte sich stumm und wandte sich zum Gehen. Alles spielte sich in wenigen Augenblicken ab.

Als Doktor Wyls dem Ausgang zuschritt, fühlte er plötzlich nah an seinem Hals einen Hauch, und er sah Tatjana, die ihm folgte. Sie war dicht hinter ihm und atmete

stark. Sie war bleich, ihre Augen zeigten einen sonderbaren Ausdruck: halbes Begreifen und nicht fassen können. Sie sagte nichts, an seiner Seite verließ sie das Café. Sie gingen beide nebeneinander her, unwillkürlich ihre Schritte einander anpassend. Plötzlich griff Tatjana nach seiner Hand. „Danke!“ sagte sie. Ihre Stimme klang zerrissen, das Wort wirkte in seiner Knappheit ergreifend und zugleich kindlich. Fast musste Doktor Wyls lächeln: er hatte versucht, in ein Schicksal einzugreifen, und man dankte ihm wie für einen geschenkten Apfel. Aber gerade das machte ihm dieses fremde Mädchen vertraut; sie war wie ein Kind, das er aus dem Wasser gezogen hatte.

Dann begann Tatjana zu sprechen. „Ich habe alles verstanden,“ sagte sie. „Ich weiß nun, dass sie keine Schuld trifft. Ich weiß nun, dass er sie von sich gestoßen hat, wie er mich jetzt von sich stößt. Bitte, sagen Sie mir alles! Ich habe ihn längst erkannt, aber ich wollte es mir selbst nicht

gestehen. Ich werde nicht zugrunde gehen wie Ruth Weber. Oh, er hat mir von ihr erzählt, ihre Ähnlichkeit mit mir hat ja unsere Bekanntschaft vermittelt. Er sprach von ihrer Schuld, aber jetzt glaube ich nicht mehr daran. Vielleicht hat sie eine Schuld gegen ihn, aber er war gewiss schuldiger als sie. Bitte, entschuldigen Sie, ich spreche schlechtes Deutsch, wenn ich aufgeregt bin.“

Sie zitterte vor Erregung atmete hastig und war sehr bleich. Doktor Wyls hatte seine Ruhe zurückgefunden. Er fühlte sich befreit, fühlte eine Last niedergleiten. Er war wieder der gesetzte, scheinbar nüchterne Mann, der einen graden und sichern Weg geht. Es schien ihm ganz selbstverständlich, dass Tatjana mit ihm ging, er kam sich weder wie ein Befreier noch wie ein Erlöser vor, er hatte sie einfach aus einer traurigen Lage befreit. Aber der andere?! Es überkam ihn eine Art von Schamgefühl in Gedanken daran, dass dies der Mann war, um den Ruth Weber gelitten hatte.

„Es ist sonderbar, dass ich mit Ihnen gehe,

nicht wahr?“ fragte Tatjana. Doktor Wyls beruhigte sie. „Ich fühle mich ganz sicher bei Ihnen, ich weiß nicht, was geworden wäre ohne Sie. Der Schluss heute war vorbereitet, ich merkte es längst, aber doch hat er mich überrascht und sehr erschreckt, ich dachte, es würde länger dauern, ich hoffte es, denn ich habe ihn sehr geliebt — sehr!“ setzte sie langsam hinzu, und ihre Stimme versank gleichsam. „Aber nun erzählen Sie mir alles, ich muss es wissen. Es wird für mich sein wie ein Taschentuch, das man sich in den Mund steckt, um nicht schreien zu müssen. Es soll meinen Schmerz zurückdrängen.“ — Da erzählte Doktor Wyls alles das, was er für gut befand. Er erzählte ehrlich, ohne fortzunehmen oder hinzuzufügen. Unter dem Klang seiner ruhigen Stimme begann Tatjanas krampfhaftige Erregung sich zu sänftigen. Sie gingen unter den Bäumen hin, die so sonderbar grün waren im künstlichen Licht, zwischen Menschen, die ermüdet zurückkehrten aus einem frohen Tage. Sie wussten beide nicht, wohin der Weg sie

führte, dachten nicht an ihn, fanden im einfachen Ausschreiten Beruhigung. Und alles wurde ferner, die erlebte Szene fast unwirklich. Kaum konnte man sich noch denken, dass sie stattgefunden hatte. Plötzlich zögerte Tatjana. Vor einem jener Häuser, die mit übertriebener Eleganz allen Ansprüchen genügen möchten, hielt sie ein wenig an. Man sah in ein weißes Vestibül mit rotem Treppenläufer und hängenden Beleuchtungskörpern. Es sah fast wie ein helles breites Gesicht mit langausgestreckter Zunge durch die runde Glasscheibe der Haustür. Tatjana sah zu dem Haus empor und dann blickte sie zurück durch die lange Allee, mit ihren wechselnden Lichtern und Schatten. Sie sagte nichts, als sie nun, ein wenig schleppend, weiterging. Aber Doktor Wyls wusste, dass hier Florian wohnte und dass ein Erinnern sie an dieses Haus band; dass sie jetzt eben gegen dieses Erinnern ankämpfte und wie schwer es ihr wurde. Und er wusste, dass Tatjana doppelt verlassen stand im Grauen vor einer Vergangenheit, die ihr

dennoch süß erschien, und vor der Zukunft, die ungewiss war und leer. Er ergriff ihre zuckende Hand und behielt sie in der seinen. Und ihre Schritte fanden wieder das Gleichmaß, wie sie nun weitergingen in die Nacht hinaus, fort aus der Stadt, dem Wald zu, der schon seinen Atem sandte, der freieren Luft entgegen, ohne Ziel, ohne Zeitbewusstsein und doch wie in der Vorahnung eines guten Zieles.

Voskobari 291

Heinz-Gerhard Greve

Allegro

0 2 3 4 1 2 0 0 1 3 0 2 3

1 2 4 1 4 3 1 4 3 2 1 1 0 4

1 2 4 2 0 1 2 0 0 3 4 1 1 2 4 0

2 3 0 3 0 2 0 0 3 0

Vögele der Maggid (eBook)

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)

von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)

Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)

Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)

von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von E. Gut (eBook)

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.

Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)

+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בוים און דער פֿויגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

Eva, Roman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Else Croner (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

Von polnischen Juden (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)

Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)

Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)

Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)

3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)

Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

Zwei Romane von Rahel Meyer (1806-1874): Wider die Natur, 1863 / In Banden frei, 1865

+ Noten für das Stück Voskobari 632 für klassische Gitarre (eBook)

Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938

+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen

inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

Das Tränentuch / Der tote Herr Sörensen, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 640 für klassische Gitarre (eBook)

Die Verirrten, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 644 für klassische Gitarre (eBook)

Die Mündung, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 656 für klassische Gitarre (eBook)

Feiertagsmärchen, von Frieda Mehler (1871-1943) (eBook)

Wir, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 733 für klassische Gitarre (eBook)

Von Wege, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 738 für klassische Gitarre (eBook)

Mirjams Wundergarten, von Setta-Cohn Richter (1891-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 715 für klassische Gitarre (eBook)

In der Dämmerstunde, von Jenny Bergmann (1895-1944)

+ Noten für das Stück Voskobari 749 für klassische Gitarre (eBook)

**Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, herausgegeben von
Dr. Eugen Tannenbaum**

+ Noten für das Stück Voskobari 736 für klassische Gitarre (eBook)

Drei Tage in Jüdisch-Russland, von Dr. Isaak Rülff

+ Noten für das Stück „Das Pferd“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Dybuk, Dramatische Legende in vier Akten, von Salomon Anski

+ Noten für das Stück „Dornröschens Hofball“ für klassische Gitarre (eBook)

**Unter jüdische Proletariern, Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russlan,
von Saul Raphael Landau**

+ Noten für das Stück „Mailied“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Sohn des Hofagenten, von Heinrich Reuß

+ Noten für das Stück „Zwergenschmiede“ für klassische Gitarre (eBook)

Aus dem Tagebuch einer jüdischen Studentin, von Dr. Raphael Breuer

+ Noten für das Stück „Hexenritt“ für klassische Gitarre (eBook)

Gut Jomtob!, von Lion Wolff

+ Noten für das Stück „Gut Jomtob“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Rabbi von Suwalki, Novelle von Selig Schachnowitz

+ Noten für das Stück „Heimkehr“ für klassische Gitarre (eBook)

Jüdische Märchen und Sagen, von Heinrich Reuß

+ Noten für das Stück „Voskobari 750“ für klassische Gitarre (eBook)

Aus dem Ghetto, Erzählungen aus dem vorigen Jahrhundert , von Moritz Steinhardt

+ Noten für das Stück „Erinnerung“ für klassische Gitarre (eBook)

Mendele, von Schemarja Gorelik

+ Noten für das Stück „Sorglos“ für klassische Gitarre (eBook)

Im goldenen Garten, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Spaziergang“ für klassische Gitarre (eBook)

Kindergedichte, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Sonntag“ für klassische Gitarre (eBook)

Sünde / Eine glückliche Ehe / Zusammenhang, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Tagtraum“ für klassische Gitarre (eBook)

Eva, Aus einer glücklichen Kindheit, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Voskobari 734“ für klassische Gitarre (eBook)

Wehrlose, Novellen von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Voskobari 293“ für klassische Gitarre (eBook)

Sagen polnischer Juden, von Alexander Eliasberg

+ Noten für das Stück „Voskobari 743“ für klassische Gitarre (eBook)

Das Lichterhaus im Walde. Eine Erzählung für die jüdische Jugend von Leo Hirsch

+ Noten für das Stück „Voskobari 724“ für klassische Gitarre (eBook)

Kleine Märchen, illustriert von Tom Freud

+ Noten für das Stück „Auf der Wiese“ für klassische Gitarre (eBook)

Die Fischreise, von Tom Freud

+ Noten für das Stück „Labyrinth“ für klassische Gitarre (eBook)

Das Buch der Dinge, von Tom Freud

+ Noten für das Stück „Gute Zeit“ für klassische Gitarre (eBook)

Das Haus meiner Großeltern, von Jecheskel Kotik

+ Noten für das Stück „Favorite“ für klassische Gitarre (eBook)

Licht in der Finsternis, Ein Judenroman aus Polen, von Eliza Orzeszkowa

+ Noten für das Stück „Im Wald“ für klassische Gitarre (eBook)

Die Zauberdrachenschnur, Ein Märchen für Kinder, von Ludwig Strauß

+ Noten für das Stück „Voskobari 722“ für klassische Gitarre (eBook)

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 rd edition	eBook Paper book	UG 1038 UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1253 UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1255 UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1258 UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1260 UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 nd Edition, 18 Pieces*	eBook Paper book	UG 1026 UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1028 UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1030 UG 1031

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1032 UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1034 UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1036 UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1040 UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook Paper book	UG 1042 UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1044 UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1055 UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook Paper book	UG 1110 UG 1111
An Old Man / <i>ἀνδρεῖος</i> , 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1146 UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1154 UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1171 UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1176 UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1181 UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1197 UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1203 UG 1204
Old Man Suite (<i>ἀνδρεῖος</i> / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1205 UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 nd edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025

Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093
Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1114 UG 1115

Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook	UG 1187
	Paper book	UG 1188
Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook	UG 1216
	Paper book	UG 1217
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:

<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

* *Composer: Heinz-Gerhard Greve*